Heute auf Seite 3: Das Ziel ist Diskriminierung

Das Ostpreußenblatt

Preußische Allgemeine Zeitung

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

Jahrgang 53 – Folge 2 | Erscheint wöchentlich Postvertriebsstück. Gebühr bezahlt | 12. Januar 2002 | Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Parkallee 84/86, 20144 Hamburg | C 5524

Berlin:

Rot-rotes Händewaschen

Fritz Schenk zur Hauptstadt-Koalition

Wer die politische Szene in Berlin seit dem Bonner Regierungswechsel von 1998 beobachtet hat, ist von dem Bündnis aus SPD und PDS nicht überrascht worden. Selbst der sogenannte konservative Flügel der SPD wollte die Koalition mit der CDU nicht mehr. Mit „konservativ" sind jene Sozialdemokraten gemeint, die der SED (noch) keine Absolution für deren Gewaltpolitik seit 1945 erteilen möchten: Die Anhänger Ernst Reuters, dem überhaupt das Überleben des freien Berlins zu verdanken war, aber auch diejenigen, die entweder selber oder durch ihre Eltern in der Erinnerung an die Repressionen der Kommunisten bei der Zwangsvereinigung von SPD und KPD 1946 bis hin zur Spaltung der Stadt und der Errichtung ihres mörderischen Mauerregimes leben. Schließlich hat keine andere deutsche Region die kommunistische Gewaltpolitik so aus der Nähe beobachten können – und teilweise unter Gefahren und Entbehrungen durchstehen müssen – wie Berlin. Und dennoch: Die inzwischen nachgewachsene Berliner Führungsriege der SPD interessieren diese Erfahrungen nicht mehr. Sie will regieren, und dafür will sie „stabile" Mehrheiten. Und die verspricht sie sich zur Zeit nur mit der PDS.

Die Berliner Vorgänge sagen im Grunde hauptsächlich etwas über den geistig-politischen Zustand der SPD aus. Betrachtet man ihre Geschichte, dann waren die regierenden Mehrheiten immer eher das, was der SPD-Vorsitzende und Bundeskanzler Schröder so gern seine „Neue Mitte" nennt: politische Realisten, die dem jeweils Machbaren den Vorrang vor ideologisch bestimmten Wunschzielen einräumten. Von August Bebel (der mit Marx und Engels im Clinch lag, weil ihm soziale Reformen wichtiger waren als die „sozialistische Weltrevolution") über Ebert, Scheidemann und Hermann Müller in der Weimarer Republik bis hin zu Schumacher, Ollenhauer, Erler, Brauer, Kaisen, Zinn, Kopf, Weichmann, Brandt und Schmidt reichen die Namen derer, die das Gemeinwohl vor ideologisch bestimmte Parteiinteressen gesetzt hatten.

Das war der Hauptgrund dafür, weshalb es in Deutschland nie zu den seit Lenin und Stalin propagierten „Volksfrontregierungen" aus Kommunisten und Sozialdemokraten gekommen war. Denn immer stand für die Kommunisten die Errichtung einer sozialistischen Endzeitgesellschaft („Diktatur des Proletariats") im Vordergrund, und die Beteiligung an Regierungen diente einzig dem Ziel, „die bürgerlich-kapitalistische Klassengesellschaft" in den Ruin zu treiben und sie damit für die sozialistische Revolution reif zu machen.

Nun mögen naive Gemüter einwenden, das sei Vergangenheit. Der totale Zusammenbruch des realen Sozialismus russischen Typs habe schließlich seine Unfähigkeit bewiesen, kehre daher nie wieder, denn selbst die PDS versichere ja, daß auch für sie die Demokratie an erster Stelle stehe. Dem muß man entgegenhalten, daß nirgendwo ein solch inflationärer Wucher mit den Worten „Demokratie" und „Demokratisierung" getrieben worden ist wie im real regierenden Sozialismus. Daher sollten nur Ziele und Taten zählen. Und nimmt man diese, dann strebt die PDS in ihrem Programm nach wie vor eine „grundsätzlich sozialistische" Gesellschaft an, weshalb sie dem „außerparlamentarischen Kampf" den Vorrang vor der Beteiligung an den demokratischen Prozessen, Regeln und Institutionen des demokratischen Rechtsstaats einräumt.

So gesehen darf man davon ausgehen, daß die PDS ihre regionalen Regierungsbeteiligungen – zuerst durch „Duldungen" in

Fortsetzung auf Seite 2





Händedruck mit Tradition: *Ob Gysi und Wowereit 2002 oder Grotewohl und Pieck 1946 – das Zusammengehen von Kommunisten und Sozialdemokraten verspricht nichts Gutes für Berlin und für Deutschland.* Fotos: dpa/Ullstein

Hans-Jürgen Mahlitz

Kandidaten, Kandidaten …

Nun geht es also in die letzte Runde, das Kandidatenkarussell der Union. Offiziell ist der Ausgang noch offen; es gibt zwei Kandidatur-Kandidaten, und die wollen sich unter vier Augen einigen, wer wem den Vortritt läßt. Inoffiziell allerdings scheint das Rennen gelaufen.

Ob es die CDU-Vorsitzende Angela Merkel nun wahrhaben will oder nicht: Die Mehrheit der eigenen Parteifreunde, die Mehrheit der Unionswähler und auch die Mehrheit der parteiunabhängigen Beobachter räumen dem bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber deutlich größere Chancen ein, im Herbst das Berliner Kanzleramt zu erobern. Vor allem wird dem CSU-Vorsitzenden die größere Kompetenz in wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen zugesprochen.

Das hat natürlich viel mit der bisherigen politischen Biographie der beiden Bewerber zu tun. Frau Merkel hat zwar Regierungserfahrung. Doch die Ämter, die sie im Kabinett Kohl besetzte, zählen nicht gerade zu den politischen „Schwergewichten". Stoiber hingegen regiert seit vielen Jahren ein großes Bundesland, das bei allen wirtschaftlichen, finanziellen und gesellschaftlichen Eckdaten eine Spitzenstellung einnimmt. Ob Arbeitslosigkeit oder innere Sicherheit, Staatsverschuldung oder Fremdenverkehrsstatistik, Straßenbau oder Kulturförderung – überall kann der Frei-

Deutschland – nur noch bedingt wehrfähig

Warum auch »Weltpolizist« Amerika selbstbewußtere Europäer braucht …

Nach Briten und Franzosen sind jetzt also auch Deutsche in Afghanistan. Eine gute Woche zuvor hatte der einsatzfähige Teil der deutschen Flotte abgelegt, um in drei Wochen am Horn von Afrika aufzukreuzen und dort im Krieg gegen den Terrorismus Seerouten abzusichern. Zur See liegt Deutschland zu Hause nun bloß, zu Land ist seit der Entsendung von ein paar tausend Mann auf den Balkan auch nicht mehr viel los, und der Luftwaffe fehlt der Treibstoff für Übungsflüge, von den nur zweitklassigen, weil billigeren Sicherheitsvorrichtungen in den Tornados ganz zu schweigen. Deutschlands Wehrfähigkeit zeigt Anzeichen der Erschöpfung.

Kann so ein Land im Konzert der Großen mitreden? In Zeiten des Friedens wäre das noch möglich. Dann zählte eben stärker die Wirtschaftskraft und der technologische Standard, obwohl auch hier Deutschland merklich nachläßt. In Zeiten des Krieges aber reicht es hinten und vorne nicht. Auch die anderen Europäer sehen bescheiden aus im Vergleich zu den USA. Ein paar Dutzend Niederländer, eine Hundertschaft Franzosen, britische Flugzeuge und Schiffe – in der Summe ein nicht übersehbarer bunter Haufen, aber die Amerikaner wären auch ohne sie ausgekommen. In entscheidenden Momenten haben sie auch auf die Europäer verzichtet, selbst auf die Briten. Braucht Amerika uns eigentlich noch? Wird es mit dem Terror und der Welt nicht alleine fertig?

Die Antwort lautet: Amerika braucht uns, und zwar wegen Amerika selbst. In seinem Standardwerk „Die Vernunft der Nationen", das die Mechanik der Weltpolitik beschreibt, hat Henry Kissinger einmal das Dilemma der Weltmacht Nummer eins aufgezeigt: Amerika schwanke zwischen Hegemonie und Moral. Andere strategische Denker formulieren es so: Die Mächtigen der USA schwanken immer zwischen Reich und Republik, zwischen Herrschen und Regieren. Das Herrschen aber gewinnt zur Zeit die Oberhand. Fast zwangsläufig. Denn die Welt befindet sich in einem Moment machtpolitischer Schwäche der Weltorganisation Uno und regionaler Zusammenschlüsse wie EU oder OSZE, und da hat Amerika keine Wahl. Es muß hegemonial sein, wenn die Krisen dieser Welt eingedämmt werden sollen.

Washington ist gefragt als Weltpolizist, aber auch als Feuerwehr. Die Amerikaner sind die Römer von heute, sie garantieren eine Ordnung, die pax americana. Das Problem ist, daß diese Ordnung das Gemeinwohl mit dem Wohl einer Nation zu verwechseln droht. Hier sind die Europäer gefragt, starke Europäer, die Amerika auch mal Paroli bieten, damit die Ordnung demokratisch bleibt und somit freiheitlich. Hegemonie und Moral sind keine Gegensätze, sie brauchen einander. Und wenn die Amerikaner es sich selber nicht mehr sagen, dann müssen es die älteren Brüder tun. Deshalb braucht Amerika die Europäer. Selten war ein starkes, einiges Europa so nötig. Auch die Deutschen sollten sich das etwas kosten lassen, wenn sie weiter mitreden wollen. **lim**

DIESE WOCHE

staat mit Bestwerten aufwarten. Es geht hier auch um Themen, die wahlentscheidend sein dürften. Da könnte, vor allem in der von Union und SPD für sich reklamierten „Mitte“, ein Kandidat Stoiber stimmenträchtige Hoffnungen wecken, eher jedenfalls als Frau Merkel. Vor allem aber wäre er ein Kandidat, der auch das wert- und nationalkonservative Wählerspektrum anspricht, das von der CDU allzu lange vernachlässigt wurde, unter Kohl wie unter Merkel.

Es spricht also fast alles für einen Kanzlerkandidaten Stoiber. Im übrigen sind die medialen Aufgeregtheiten um den angeblichen „Machtkampf“ in der Union total überzogen. Daß eine große Volkspartei mehr als nur einen einzigen kanzlertauglichen Kandidaten vorzuweisen hat, sollte doch selbstverständlich sein, ebenso, daß die in Frage Kommenden sich auf anständige, demokratische Weise verständigen, wer mit den besten Erfolgsaussichten ins Rennen gehen soll. Einer muß nun mal zurückstecken, und das sollte nicht eine Frage der persönlichen Ehre oder Eitelkeit sein. Es scheint, als seien gerade jene Kräfte in Politik und Medien, die üblicherweise nicht zu den glühendsten Verehrern der Union zählen, jetzt nur deshalb so stark an der K-Frage interessiert, weil sie hier eine Gelegenheit wittern, parteiinternen Unfrieden zu stiften und so den Kandidaten um die Unterstützung der Schwesterpartei zu bringen. Was das bedeutet, lehrt das Beispiel Franz-Josef Strauß: Der hat 1980 vor allem wegen magelnder Wahlhilfe durch die CDU die Wahl verloren – und die Erkenntnis gewonnen, daß, wer solche Parteifreunde hat, eigentlich keine Feinde mehr braucht.

www.ostpreussenblatt.de
Benutzername/User-ID: ob
Kennwort/PIN: 7613

Das Ostpreußenblatt
Preußische Allgemeine Zeitung
UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(Verantwortlich f. d. redaktionellen Teil)

Politik, Zeitgeschehen, Leserbriefe: Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Frauenseite:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Literatur:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatkreise, Landsmannschaftliche Arbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede; **Östliches Mitteleuropa:** Martin Schmidt.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Pierre Campguilhem (Paris), Peter Fischer, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Generalmajor a. D. Gerd H. Komossa, Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2002 Bezugspreis Inland 6,75 EURO monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer. Ausland 8,50 EURO monatlich, Luftpost 11,80 EURO monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: Landesbank Hamburg, BLZ 200 500 00, Konto-Nr. 192 344. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen). – Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 24. Druck: Rautenberg Druck GmbH, 26787 Leer (Ostfriesland). – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.ostpreussenblatt.de
E-Mail:
redaktion@ostpreussenblatt.de
anzeigen@ostpreussenblatt.de
vertrieb@ostpreussenblatt.de
landsmannschaft@ostpreussenblatt.de

Fernsehen:

Vom Völkermord keine Spur?

Podiumsdiskussion zur ZDF-Serie »Die große Flucht« / Von Roland Schnürch

Zum Abschluß der Sendereihe diskutierten im Aschaffenburger Stadttheater die Präsidentin des BdV, Erika Steinbach, der frühere polnische Botschafter in Bonn, Janusz Reiter, der tschechische Schriftsteller und vormalige Stalin-Verehrer Pavel Kohout, der Historiker Prof. Arnulf Baring, Bundesinnenminister Otto Schily und Bundestagsvizepräsidentin Antje Vollmer. Moderator war der Autor der Sendereihe, Prof. Guido Knopp, dessen Filme leider dem Schema folgten, daß Hitler an allem Schuld sei. Schon die Filme hätten den Titel „Die große Vertreibung mit Völkermord“ tragen müssen.

Prof. Baring wies auf frühe Vertreibungspläne von Eduard Benesch hin, doch verhinderte die Aufgeregtheit der tschechophilen grünen Politikerin eine Erörterung des Themas: so den Vorschlag des CSR-Staatspräsidenten vom 15. September 1938 an die Adresse der französischen Regierung, ein Fünftel der Sudetengebiete, aber mehr als die Hälfte der Sudetendeutschen abzutreten, ein Vorgang, der eine Entwurzelung von Hunderttausenden bedeutet hätte. Niemand in der Runde kam auf die Idee, die antideutsche Politik Hitlers zugunsten seines faschistischen Komplizen Mussolini gegenüber 230.000 zum Verlust ihrer Heimat bestimmten Südtirolern anzusprechen. Dabei wäre die Frage interessant, wieso Hitler sich nicht mit dem Nationalsozialisten Benesch über die Köpfe der Sudetendeutschen hinweg verständigte.

Wohltuend in der Diskussion wirkte die zurückhaltende Art des früheren Botschafters Reiter, dessen Land immerhin 1939 von Hitler und Stalin angegriffen worden war. Allerdings irrte Reiter in der Entschädigungsfrage, die vielleicht seitens des BdV nicht klar genug positioniert wird. Kohout strapazierte die Sachkundigen unter den Zuhörern mit der politischen Legende einer Vertreibung von 200.000 Tschechen im Herbst 1938. Tatsächlich handelte es sich größtenteils um den Wegzug von Staatsbeamten, die erst nach der Okkupation der Sudetengebiete ins Land gekommen waren.

Merkwürdigerweise wagte sich noch niemand an eine Kritik des deutsch-tschechoslowakischen Optionsvertrages von 1938, der so schlecht nicht gewesen sein kann.

Bundesinnenminister Schily scheint vom Inhalt der Benesch-Dekrete und dem Straffreistellungsgesetz, das immerhin die Täter von 240.000 Vertreibungsopfern unangetastet ließ, bisher wenig Kenntnis genommen zu haben. Überhaupt ist es an der Zeit, die tschechische Opferrolle zurechtzurücken. Frau Vollmer und Herr Kohout sollten sich einmal fragen, warum Frankreich, das dreimal in 70 Jahren deutsche Truppen im Land hatte, trotzdem die NS-Gewaltherrschaft nicht mit einer Vertreibung und Ermordung von Elsässern oder Saarländern beantwortete.

> Keine klaren Positionen in der Frage der Entschädigungen

Merkwürdigerweise befaßte sich keiner der Diskussionsredner mit der Tatsache, daß die Vertreibung der Ost-, Südost- und Sudetendeutschen einen Völkermord darstellte, nämlich die bewußte Auslöschung der Lebensgrundlagen einer bodenständigen Bevölkerung, wobei es auf die Zahl der Ermordeten gar nicht ankommt. Und angesichts der in Gang gesetzten NS-Zwangsarbeiterentschädigung durch die deutsche Bundesregierung, begleitet von einem Entschädigungsfonds der österreichischen Regierung für NS-Opfer, erscheint es ebenso merkwürdig, daß Wiedergutmachungsleistungen zur Vertreibung kein Thema der Diskussionsrunde waren. So sehr das geplante Zentrum gegen Vertreibungen neuen Verstößen, wie bereits im Kosovo geschehen, entgegenwirken kann, darf damit die Wiedergutmachung („return to their homes and property“) nicht ausgeklammert werden. ■

Polen statt Pommern

Schikane im Düsseldorfer Standesamt

Ist es bloße Dummheit oder Schikane, möchte man anläßlich eines Vorfalls fragen, der sich vor einigen Wochen in Düsseldorf ereignet hat und inzwischen mehrere Beamte und Behörden beschäftigt. Folgendes hatte sich zugetragen: Da stirbt der verdiente Ehrenvorsitzende des BdV, geboren 1920 in Neukrug, Kreis Bütow/Pommern. Die Familie fällt aus allen Wolken, als sie in der Sterbeurkunde liest: Neukrug Krs. Bütow/Polen. Sie bittet den Leiter des Sterbebuchs um Richtigstellung und erhält eine Ablehnung. Sie schaltet mich als Vermittler ein. Der Beamte lehnt eine Änderung erneut ab, obwohl ich ihn auf den Widerspruch zwischen Geburtsurkunde und Sterbeurkunde hinweise. Schließlich halte ich ihm eine Falschbeurkundung vor und drohe mit einer Beschwerde. Das beeindruckt ihn nicht, er beruft sich auf „interne Dienstanweisungen“. Als ich ihn bitte, mir diese zur Einsicht zu übersenden, lehnt er auch dies ab.

Schließlich verweist er mich darauf, daß Änderungen nur nach einem Antrag beim Amtsgericht möglich sind. Die Familie stellt umgehend diesen Antrag, ich wende mich an die Beschwerdestelle der Stadt Düsseldorf, wo ein freundlicher Beamter mir eine Prüfung zusagt. Diese ergibt jedoch nichts Neues, der Weg zum Amtsgericht müsse nun beschritten werden. Inzwischen hat die Familie vom Amtsgericht die Auskunft erhalten, eine Bearbeitung sei vor einem halben Jahr wegen Arbeitsüberlastung nicht möglich!

Nun wendet sich die Familie erneut ans Standesamt. Der zuständige Beamte sitzt vor einem Plakat der Grünen Partei und erklärt den überraschten Besuchern, daß er aufgrund eigener Entscheidung grundsätzlich bei solchen Orten „Polen“ vermerke, um so eine Art von „politischer Bildung“ zu bewirken. Auch die Vorlage einer kürzlich ausgestellten Sterbeurkunde der Stadt Düren, auf der deutlich zu lesen ist „Allenstein/Ostpreußen“, beeindruckt ihn nicht. Düsseldorf hat seine eigene Vorstellung von Geographie und Geschichte – und damit basta. **Rüdiger Goldmann**

Berlin – rot-rotes Händewaschen

Fortsetzung von Seite 1

Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern (woraus dann die erste SPD/PDS-Koalition wurde) und nun in Berlin – nur als Sprungbrett für die Mitbeteiligung an einer Bundesregierung ansieht, und diese soll dann die „grundsätzliche Veränderung der nach wie vor kapitalistisch-imperialistisch geprägten BRD“ bewirken. Nur so erhalten Gysi und seine Koalitionäre ja auch bei ihrem revolutionären Flügel der Rückhalt oder zumindest stillschweigende Hinnahme für die gegenwärtige Politik.

Damit sind aber die drängenden Aufgaben unseres Gemeinwesens nicht zu lösen. Schon Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern bilden wegen ihres staatlich dominierenden Dirigismus die Schlußlichter unter den neuen Bundesländern und kommen aus ihrer Kostgängerrolle gegenüber dem Gesamtstaat nicht heraus. Noch schlimmer ist es in Berlin, das die Verschuldungsmarge als Bundesland längst überschritten hat. Und obwohl der Bundeskanzler wie der Bundesfinanzminister versichert haben, daß der Bund nicht in die Bresche springen und die Berliner Schulden weitgehend aus Bundesmitteln tilgen werde, hat das die rot-roten Neukoalitionäre anscheinend überhaupt nicht beeindruckt.

Im Gegenteil: Während der SPD-Landesvorsitzende Strieder über das Entgegenkommen der ach so einsichtigen Gysi-Unterhändler hinsichtlich von Einsparungen im Landeshaushalt frohlockt, spricht sein „Partner“ von der PDS-Fraktion, Wolf, ganz unverblümt aus, daß man für 2003 eine zusätzliche Neuverschuldung von 3,2 Milliarden Euro ins Auge gefaßt habe.

Die Berliner SPD hat die Büchse der Pandora geöffnet: Sitzt die PDS erst dort an den Hebeln der Macht, wird auch der SPD-Bundesvorsitzende mit diesem zusätzlichen Koalitionsköder auf Stimmen-Jagd gehen. Und bei Gregor Gysi kann man sicher sein, daß er diesen Coup ebenfalls mit Geschick und Biedermannsmiene zu verkaufen weiß.

Damit könnte die Volksfront in der deutschen Geschichte zum ersten Mal gesamtstaatliche Wirklichkeit werden. Für die SED-Fortsetzer wäre das dann die Wiederherstellung der „Einheit der Arbeiterklasse“, wofür sie 1946 Tausende Funktionäre und Mitglieder der SPD – ihres jetzigen Koalitionspartners – hinter Gitter gebracht oder in den Tod getrieben hatten. ■

Kommentar

Schloß jetzt!

Durchhaltevermögen zahlt sich eben aus. Nach über zehn Jahren zähen Ringens scheint Wilhelm von Boddien nun endlich am Ziel: Berlin erhält, zumindest in wesentlichen Teilen, sein historisches Stadtschloß sehr wahrscheinlich zurück.

Dafür hatte der Hamburger Kaufmann mit seinem „Förderverein Berliner Stadtschloß“ seit der Vereinigung unermüdlich gekämpft. Unvergessen bleibt die Installation einer Attrappe im Maßstab eins zu eins im Sommer 1993. Schlagartig machte das „Luftschloß“ Berlinern und Touristen klar, welcher Schatz der Nation verlorengegangen war.

Auf der politischen Ebene tat sich seitdem wenig, bis Bund und Land Berlin eine Expertenkommission einsetzten. In den kommenden Wochen wird deren Empfehlung erwartet. Vor Weihnachten sickerte nach der achten Sitzung des 23köpfigen Gremiums unter Vorsitz des Österreichers Hannes Swoboda durch: Es steht gut für das Schloß. Zumindest sollen die Fassade, der Schlüterhof und einige repräsentative Innenräume in altem Stil erstehen. Die Raumhöhen sollen insgesamt den historischen gleichen.

Wilhelm von Boddien nutzt die Gunst dieser Entscheidung für die nächste Offensive. Am 16. Januar stellt er in Berlin ein Finanzierungsmodell vor. In DM berechnet wird der ganze Bau demnach 1,35 Milliarden kosten – 350 Millionen allein das Grundstück, welches Bund und Land gehört und das diese

kostenlos zur Verfügung stellen sollen. 400 Millionen Mark trägt nach Boddien die Preußenstiftung bei. Die hätte sie sonst ohnehin zur Sanierung ihrer Dahlemer Bauten benötigt, welche sie nach Einzug ins Schloß nicht mehr benötigt. 300 Millionen Mark soll die Landesbibliothek einspeisen.

Die restlichen 300 Millionen will Boddien bei institutionellen und privaten Anlegern sammeln. Hoch erfreut zeigte sich der Fördervereinschef über die jetzt schon rege Resonanz aus dem Volk. Unter dem Motto „Werden Sie Schloßbesitzer“ hätten sich zahllose Interessenten bei ihm gemeldet.

Die historischen Fassaden wiederum fordern weitere 150 Millionen Mark. Die will Boddien durch Spenden aufbringen. Das Beispiel der Dresdner Frauenkirche macht zuversichtlich, daß dies gelingt.

Wie es scheint, hat der rot-rote Senat in der Sache erfreulicherweise nicht mehr viel zu melden. Kanzler Schröder hat sich bereits eindeutig für das Schloß ausgesprochen. Und: Selbst im Ostteil Berlins hat der alte Hohenzollernsitz mittlerweile doppelt so viele Freunde wie ein Erhalt des „Palastes der Republik“. Wenn auch wenn alles planmäßig verläuft, wird es bis zum Baubeginn noch eine Weile dauern. In dieser Zeit kann sich die Nation Gedanken darüber machen, wie sie den Mann ehren will, der sie durch alle wirren Debatten hindurch zum Glück einer neuen architektonischen Mitte geradezu genötigt hat: Wilhelm von Boddien. **Hans Heckel**

Anti-Wehrmachtsausstellung:

Das Ziel ist Diskriminierung

Reemtsma-Schau in neuem Gewande oder: Die hohe Kunst des Weglassens (Teil II) / Von Franz W. Seidler

Schon an den Stellwänden wird deutlich, daß Reemtsmas „neue" Ausstellung darauf abzielt, die Wehrmacht zu diskriminieren, wo immer es geht. Bei der Darstellung ihrer Greueltaten wird immer wieder auf die Unverhältnismäßigkeit der Maßnahmen hingewiesen, obwohl die Erschießung von Geiseln im Verhältnis eins zu zehn gewohnheitsrechtlich akzeptiert war und auch von den Alliierten höhere Quoten bis zum Verhältnis von eins zu zweihundert angedroht wurden. Es wird nicht darauf hingewiesen, daß die Verhängung von Repressalien auch in der Wehrmacht reguliert war.

Da es der Zweck der Repressalien war, der Bevölkerung klarzumachen, daß die Besatzungsmacht keine Völkerrechtsverletzungen oder Verstöße gegen ihre Anordnungen hinnehmen werde, mußte bei der Frage, welche Repressalien anzuwenden waren, die Situation am Ort berücksichtigt werden. Die deutsche Heeresdienstvorschrift 2 g besagte beispielsweise: „Bei der Auswahl von Geiseln wird zu beachten sein, daß ihre Festnahme nur dann in Frage kommt, wenn die aufsässigen Teile der Bevölkerung ein Interesse am Leben der Geiseln haben. Die Geiselnahme wird nur auf solche Personen anzuwenden sein, von denen anzunehmen ist, daß ihr Schicksal die Aufrührer beeinflussen wird."

Wenn eingewendet wird, das sei eine Papierbestimmung und die Realität sei weit davon entfernt gewesen, dann darf man auch nicht davon ausgehen, daß die verbrecherischen Befehle – Barbarossabefehl, Kommunistenbefehl, Kommissarbefehl – so ausgeführt wurden, wie sie auf dem Papier standen.

Für die Ausstellungsmacher ist völlig klar: Die Deutschen mordeten „auf brutale Weise wahllos Männer, Frauen und Kinder". Sie verübten „Massaker". Die Partisanen waren ehrenwerte Widerstandskämpfer. Daß auch sie ganze Dörfer ausrotteten und in Asche legten, ist nicht erwähnenswert.





Nach sowjetischer Dokumentation wurden etwa 550.000 Wehrmachtsoldaten von Partisanen „liquidiert": *Propagandapostkarte der amtlichen TASS von 1941: „Tags befahl der Faschist dem Bauern ‚Hut runter vom Kopf'. Nachts nahm der ihm den Helm ab mitsamt dem Schädel"*

Ein weiteres Beispiel dafür, daß den Deutschen mit aller Kraft Unverhältnismäßigkeit bei ihren Maßnahmen nachgewiesen werden soll, ist die Schilderung des Falls Pancevo im April 1941 in Jugoslawien. Abgesehen davon, daß die wenigen Sätze dem Problem nicht gerecht werden, wird in der Ausstellung erzählt, daß als Vergeltung für den Tod „mindestens" eines deutschen Soldaten, der „unbekannten Tätern" zum Opfer fiel – in Wirklichkeit waren es vier –, bei den folgenden Razzien sogar ein Junge gefangengenommen wurde, der den „Paradesäbel seines Vaters verstecken wollte".

Von anderen Gefangengenommenen wird nichts erzählt. Kein Wort davon, daß die Frau, die den „unbekannten Tätern" in ihrer Gastwirtschaft Unterschlupf gab, unter dem Verband am Unterarm eine Pistole verborgen hatte oder daß sich die Partisanen, die auf deutsche Soldaten geschossen hatten, in einer Friedhofsgruft versteckt hatten. Die Partisanen werden geschont, die Deutschen verteufelt. Da verwundert es nicht mehr, daß die neun Volksdeutschen, die am Gerichtstag beerdigt wurden, von der jugoslawischen Armee nicht ermordet worden waren, sondern „getötet worden sein sollen", als ob dieses Faktum nicht eindeutig bewiesen wäre.

Wenn die Verwüstungen geschildert werden, welche die deutschen Truppen bei ihren Rückzügen in der Sowjetunion anrichteten, fehlt der Hinweis, daß die Politik der verbrannten Erde von der Roten Armee bei ihren Rückzügen 1941 vorexerziert wurde. Der Besucher soll mit dem Eindruck nach Hause gehen, daß so etwas nur die Wehrmacht tut und sonst niemand.

Die historische Wahrheit sieht anders aus: Am 1. Juli 1941 befahl das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Weißrußlands wie die der anderen westlichen Bezirke auf Weisung aus Moskau, „Straßen und Brücken zu sprengen oder zu beschädigen, Treibstoff- und Lebensmittellager, Kraftfahrzeuge und Flugzeuge anzuzünden ...", und Stalin sagte in seiner berühmten Rundfunkrede vom 3. Juli 1941, daß den deutschen Invasoren alles zu entziehen sei, was ihnen nützen könne. „... dem Feind darf keine einzige Lokomotive, kein einziger Waggon, kein Kilogramm Getreide, kein Liter Treibstoff überlassen werden." Die neu gegründeten Diversionseinheiten sollten Straßen und Brücken unbrauchbar machen, Telefon- und Telegraphenverbindungen zerstören und Wälder niederbrennen.

Mit solchen Maßnahmen wurde nicht nur den deutschen Truppen die „Ernährung aus dem Land" unmöglich gemacht, sondern auch der Zivilbevölkerung die Lebensgrundlage entzogen. Marschall Timoschenko rief am 6. August 1941 sogar die Bevölkerung in den bereits von Deutschen besetzten Gebieten auf, Häuser und Wälder anzuzünden, damit der Feind kein Unterkommen findet. Wo man den Dorfbewohnern mißtraute, wurden Vernichtungskommandos aus Kriminellen zusammengestellt, die keine Skrupel hatten, wie im Dorf Sjenno bei Witebsk. Von den Anstrengungen, welche die deutsche Besatzungsmacht unternahm, um in den verwüsteten Gebieten nicht nur die Soldaten, sondern auch die Zivilbevölkerung zu ernähren, ist in der Reemtsma-Ausstellung nichts zu finden. Der Wiederaufbau des von der Roten Armee gesprengten Kraftwerks Saporoschje bis Ende 1942 zur Energiegewinnung für das ganze Donezbecken ist ebensowenig einer Erwähnung wert wie die Wiederherstellung anderer industrieller und landwirtschaftlicher Anlagen, die nicht nur der Besatzungsmacht zugute kamen, sondern auch den Einheimischen.

Angesichts dieser Schwarz-Weiß-Malerei verläßt man die Ausstellung mit Unbehagen. Der Wahrheit wäre mit einer Ausstellung gedient, welche die Völkerrechtsverbrechen aller Kriegführenden des Weltkriegs darstellt. Dann würde deutlich, wie ausgewogen das Maß an Grausamkeiten gegen Soldaten und Zivilisten auf beiden Seiten war. ■

Der Autor lehrte Militärgeschichte an der Universität der Bundeswehr München.

»Es grenzt an eine Lüge«

Interview: Auch der renommierte US-Historiker Alfred de Zayas übt harsche Kritik an der neuen Reemtsma-Ausstellung

Herr Professor de Zayas, wie erklären Sie sich die jahrelange Akzeptanz der Reemtsma-Ausstellung in den 90er Jahren, der doch zum Beispiel Altbundespräsident Richard von Weizsäcker frühzeitig vorwarf, ein Pauschalurteil gefällt zu haben, das historisch, moralisch und menschlich nicht aufrechtzuerhalten sei?

Zayas: Ich wundere mich auch, aber der Zeitgeist in Deutschland bringt halt merkwürdige Blüten hervor. Sie werden sich erinnern, nicht nur Richard von Weizsäcker, sondern auch Altbundeskanzler Helmut Schmidt war sehr kritisch, und eine ganze Reihe Wissenschaftler. Bemerkenswert ist ja, daß seriöse Historiker die fundamentalen methodologischen Fehler bereits im Jahre '96 identifiziert hatten. Ich brauche bloß auf die Bilder hinzuweisen, die vermeintliche Opfer der Wehrmacht zeigten und in Wirklichkeit NKWD-Opfer darstellten. Und darauf haben mehrere Historiker schon 1996 und '97 hingewiesen. (...) Erst als nach über vier Jahren der polnische Historiker Bogdan Musial und sein ungarischer Kollege Kristian Ungváry in wissenschaftlichen Beiträgen diverse Fehler und unrichtige Legendierungen dokumentierten, wurde diese unseriöse Tendenzschau endlich zurückgezogen.

Wenn wir jetzt uns von der alten Wehrmachtsausstellung Nr. eins einmal der ... neu eröffneten Wehrmachtsausstellung Nr. zwei zuwenden: Von welchem wissenschaftlichen Ethos und von welchem Erkenntnisinteresse müßte Ihrer Ansicht nach eine Ausstellung über das Verhalten der Wehrmacht im Krieg gegen die Sowjetunion der Jahre '41 bis '45 ausgehen?

Zayas: Die Konzeption müßte allumfassend und, ich möchte sagen, interdisziplinär sein. Es geht – freilich nicht nur – um Militärgeschichte, um Gefechtsstrategien oder Taktiken oder Schlachtenforschung. Es geht vielmehr um den politischen Zusammenhang und vor allem um die juristische, völkerrechtliche Einordnung. Man muß begreifen, daß viele Tötungen im Kriege grausam und ganz entsetzlich sind, aber sie ereignen sich nach den Regeln des Kriegsvölkerrechts. Und das ist ein Aspekt der damaligen Ausstellung, die besonders unvollständig und mangelhaft war. Nämlich die richtige Zuordnung: sind die gezeigten Greuel Kriegsverbrechen, oder sind sie – leider – legalisierte Barbarei, aber innerhalb des Kriegsrechts? Darüber hinaus ist es notwendig, das Gesamtbild, den Kontext zu zeigen, vor allem für die Besucher, die den Kontext nicht kennen. Es ist beispielsweise absolut unerläßlich, daß der Besucher auch weiß, was die Kriegführung seitens der Jugoslawen, seitens der Tito-Partisanen, was die ukrainischen und sowjetischen Partisanen, also was die Rote Armee an Verhalten gegenüber der Haager Landkriegsordnung gezeigt hat, gegenüber der Genfer Konvention, gegenüber dem Schutz der Kriegsgefangenen und so weiter.

Wie hat sie sich verhalten, Herr Professor?

Zayas: Wie Sie wissen, hat dies die Wehrmachtuntersuchungsstelle für Verletzungen des Völkerrechts in richterlichen Ermittlungen und eidesstattlichen Zeugnissen minutiös festgehalten. Darüber sind im Koblenzer Bundesarchiv und im Militärarchiv Freiburg laufende sieben Meter Akten erhalten. Und zwar auch über alliierte Kriegsverbrechen, wovon vielleicht drei Viertel auf den deutsch-sowjetischen Krieg entfallen. Da finden Sie Akten über Kriegsverbrechen aller Art, und zwar vom allerersten Tag des Angriffes auf die Sowjetunion an. Seit Juni 1941 gibt es Beweise für die Erschießung und leider auch für die Verstümmelung von deutschen Kriegsgefangenen in sehr, sehr hohen Zahlen.

Sie meinen also, daß dieser Aspekt der Kriegsverbrechen seitens des sowjetischen Konfliktpartners auch mit dokumentiert werden müßte in einer solchen Ausstellung?

Zayas: Das finde ich unerläßlich, das schuldet der Veranstalter einer Ausstellung seinen Besuchern. Die Besucher müssen diesen Kontext auch kennen, denn ansonsten kann man Ursache und Folge nicht verstehen. Die Barba-

Fortsetzung auf Seite 4

Jugend:

»Grund genug, optimistisch zu sein«

Von Nanette KAISER, Vorsitzende des »Bundes Junges Ostpreußen«

Seit gut einem Jahr ist der Bund Junges Ostpreußen (BJO) anerkannte Jugendorganisation der Landsmannschaft Ostpreußen. „Ostpreußen verpflichtet", das ist nicht nur der Titel des Deutschlandtreffens in Leipzig, sondern das ist auch das Motto der jungen Leute, die sich in der heutigen Zeit für das „Land der dunklen Wälder" stark machen.

Inzwischen sind wir zu einer Gruppe von rund 250 Personen herangewachsen. Doch es ist nicht einfach, junge Leute für unsere Arbeit um Ostpreußen zu begeistern. Das Schicksal der deutschen Vertriebenen wird in den Schulen weitgehend umgangen und verschwiegen. In der Allgemeinbildung eines heutigen Schülers existieren kein Königsberg, keine Agnes Miegel, keine Vertreibung.

Trotz aller Kritik, die man an Guido Knopps Filmreihe äußern kann, zum Beispiel die Darstellung Nemmersdorfs, sollten wir nicht vergessen, was seine Sendereihe bewirkt hat: Zur besten Sendezeit wird hier über die Vertreibung und das Schicksal der Vertriebenen berichtet. Junge Leute in meinem Alter hören zum ersten Mal in ihrem Leben von den Verbrechen, die an Deutschen verübt worden sind. Sie werden mitgerissen von den grausamen Bildern der Flucht übers Haff und bemerken erstmals, daß nicht nur **vom**, sondern auch **am** deutschen Volk großes Unrecht verübt worden ist. Die Vertreibung ist kein Tabuthema mehr. Öffentlich wird über die Thematik diskutiert. Und wenn „TV-Star" Guido Knopp sich mit dem Thema auseinandersetzt, trauen sich auch die Lehrer in der Schule, das Schicksal der 15 Millionen Vertriebenen anzusprechen. Man ist bereit zu einer öffentlichen Diskussion, und genau das sollte uns optimistisch stimmen.



Nanette Kaiser *ist Bundesvorsitzende der offiziellen Jugendorganisation der Landsmannschaft Ostpreußen und gehört auch dem LO-Bundesvorstand an.*

Auf dieser Basis läßt sich auch viel leichter Mitgliederwerbung für den Nachwuchs der Landsmannschaft Ostpreußen betreiben. Dies ist eine Chance, für die wir dankbar sein sollten und die wir nicht ungenutzt an uns vorüberziehen lassen sollten. Konkret heißt das zum Beispiel, im Rahmen von Aktionstagen mit einem Infostand an einem öffentlichen Ort präsent zu sein und hier über die Vertreibung aufzuklären – verbunden mit Werbung für die Errichtung des Zentrums gegen Vertreibung in Berlin. Wir haben mit solchen Maßnahmen bereits Anfang Januar begonnen.

Der Bund Junges Ostpreußen (BJO) ist ein Verband, der von mehreren Säulen getragen wird: Da ist die bündische (Pfingstlager, Sommerfahrten), die geschichtliche (Museumsbesuche), die kulturelle (Adventstreffen) und die politische (Aktionstage, Seminare) Säule. Bei allen unseren Maßnahmen steht Ostpreußen im Vordergrund. Welches Gewicht die Jugendarbeit innerhalb der Landsmannschaft Ostpreußen hat, zeigt die Tatsache, daß das Durchschnittsalter in ihrem Bundesvorstand bei 45 Jahren liegt.

René Nehring ist als Bundesvorsitzender des BJO vor einigen Wochen zurückgetreten. Für seine herausragenden Verdienste wurde er im Rahmen der Ostpreußischen Landesvertretung mit der silbernen Ehrennadel ausgezeichnet. Bis zur nächsten Bundesversammlung im kommenden März bin ich kommissarisch mit der Leitung des Verbandes betraut. Seit sechs Jahren bin ich in der ostpreußischen Jugend aktiv. Ostpreußische Vorfahren habe ich – wie viele andere in unseren Reihen – nicht. Ich bin 21 Jahre alt und studiere an der Universität Bielefeld Geschichte und Osteuropäische Studien. Nachdem ich einige Jahre den Landesvorsitz der Jungen Landsmannschaft Ostpreußen in Nordrhein-Westfalen innehatte, bin ich seit Gründung des Bund Junges Ostpreußen im Mai 2000 Stellvertretende Bundesvorsitzende. Auf der letzten Ostpreußischen Landesvertretung wurde ich als Vertreterin der Jugend in den Bundesvorstand der Landsmannschaft gewählt.

Hier gilt es nun, die neuen Aufgaben tatkräftig zu meistern und möglichst viele junge Leute für unsere Anliegen zu begeistern. Wir stehen am Beginn eines neuen Jahres, und ein interessantes Veranstaltungsprogramm erwartet uns. Die Aktionstage im Januar bilden den Auftakt. Es folgt ein Schulungsseminar, und Pfingsten wird dann traditionell das Fahrtenjahr nach Ostpreußen eröffnet. Auf dem diesjährigen Pfingstlager wartet eine ganz besondere Aufgabe: Wir wollen eine Kriegsgräberstätte restaurieren. Im Mittelpunkt des ersten Halbjahres steht das Deutschlandtreffen in Leipzig. Die Vorbereitungen sind in vollem Gange, und ich freue mich schon jetzt, viele von Ihnen in unserem Café Lorbaß in den Leipziger Messehallen begrüßen zu dürfen. ■

Gedanken zur Zeit:

Mit Erhard gekommen, von Kohl genommen

Wehmütiger Abschied von der Deutschen Mark / Von Wilfried BÖHM



„Mit Erhard war sie gekommen – von Kohl wurde sie genommen." Dieser ein wenig hintersinnige Satz umschreibt die Geschichte einer Erfolgswährung, der nun verschredderten Deutschen Mark.

Kein anderer als Exkanzler Helmut Kohl selbst hat das dieser Tage unterstrichen. Teilte er doch im Nachrichtensender „n-tv" mit, er sei bis 1998 Kanzler geblieben, „um den Euro zu retten". Eigentlich hätte er Ende 1996 oder Anfang 1997 aus dem Amt scheiden sollen. Aber es habe damals in Deutschland keine Mehrheit für die „Gemeinschaftswährung" gegeben. „Hätte ich das zu diesem Zeitpunkt wirklich gemacht, wäre der Euro nie gekommen."

Es verrät eine bemerkenswerte Dreistigkeit, wenn sich der Exkanzler beim Stricken seiner persönlichen Legende mit der Verachtung des Volkswillens brüstet. Die Unionsparteien würden sich bei ihm kaum bedanken, denn Kohls „Geständnis" bedeutet nichts anderes, als daß es ihm wichtiger war, gegen den Willen der Deutschen den Euro einzuführen, als einen von der Union selbst bestimmten Kanzlerwechsel rechtzeitig vor der Bundestagswahl 1998 zu vollziehen. Mit anderen Worten: Kohl hat seinerzeit lieber Rot-Grün riskiert, als die Deutsche Mark zu behalten, was dem Willen der Mehrheit der Deutschen entsprochen hätte.

Diese Mehrheit gab es unverändert bis zum Zwangsumtausch der DM in den Euro, in den sich die Deutschen zu fügen hatten, als sie systematisch über den Tisch gezogen wurden. Vorher über Mark oder Euro abstimmen durften sie nicht – doch wenn Meinungsforschungsinstitute Befragungen durchführten, blieb es konstant beim Nein der Deutschen.

Dennoch wurden die vollendeten Tatsachen bereits mit der Währungsunion am 1. Januar 1999 erschaffen. Seitdem wurde, wie Dagmar Deckstein von der *Süddeutschen Zeitung* feststellte, „ein psychologischer Stimmungsaufbau und mentales Massagesystem flächendeckend installiert". Seitdem hätten die Deutschen die „ziemlich häßlichen Kursentwicklungen unserer soeben erstandenen Aktien nur noch in Euro nachlesen dürfen", denn die gute D-Mark sei „eigentlich nur noch eine virtuelle Währung gewesen". Diese große Abzockerei lief ab, bevor der konkrete Euro den Alltag erreichte.

Als dann der Euro auch die Bankschalter, Ladenkassen und Geldbörsen erreichte, wurde jede und jeder, die wohl oder übel ihr Geld umtauschten, von den Medien zu „Euro-Fans" hochgejubelt:

> Jubel-Psychose: »Wollt ihr den totalen Euro?«

„Wollt Ihr den totalen Euro?" – „Wollt ihr ihn, unumkehrbar, unwiderruflich, von jetzt an bis in alle Ewigkeit?" Und das Echo kam prompt: „Jaahh!" skandierte die in den Medien allgegenwärtige Pseudoelite, diese Mixtur aus Bankprofis, Börsenprofiteuren und Berufseuropäern samt ihren jeweiligen Domestiken. Glückselig berauschten sich alle miteinander an den goldenen Sternschnuppen, die sie höchstpersönlich aus der Hand der jungen Pioniere des profitablen Bankgeschäfts in den blauen Himmel schossen. Das „flächendeckende Massagesystem" feierte sich selbst bis zum Exzeß.

Als „emotionale Revolution von unten" verkannte Volker Carsten in der *Welt am Sonntag* den Medienrummel. Das neue Geld sei uns „ans Herz gewachsen", hieß es da. „Und wir, die Europhoriker, haben es tatsächlich genossen, die gute alte Mark gegen quasi jungfräuliche Scheine und Münzen einzutauschen." – Jubel, Jubel.

In TED-Umfragen auf den Texttafeln einiger Fernsehstationen hingegen durfte sich kanalisierter Unmut äußern: Gut zwei Drittel derer, die sich dort meldeten, wollten, daß wenigstens die deutsche Aussprache „Zent" statt des anglizistischen „Ssent" für die Münzen verwendet werden solle. Gar 82 Prozent meinten, daß sie der Mark nachtrauerten. Schneller als sonst verschwand diese Umfrage vom Bildschirm.

Und sogar bei der *Welt* dämmert Einsicht. Michael Middel stellt kommentierend fest, „daß sich die europapolitische Begeisterung nach der Einführung des Euro in vielen Hauptstädten merklich abkühlt". Die Rückkehr des Nationalen werde „quer durch Europa gefeiert". Na klar doch: Die Deutsche Mark ist weg – und nicht einmal Helmut Kohl braucht noch Bundeskanzler zu sein. ■

»Es grenzt an eine Lüge«

Fortsetzung von Seite 3

rei dieses deutsch-sowjetischen Krieges ist nur dann wirklich vorstellbar, wenn man das Gesamtbild kennt. Aber es gab noch andere Mängel der ersten Wehrmachtsausstellung. Manche Kapitel sind z. B. total ausgespart, wie die Wehrmachtgerichtsbarkeit zum Schutze – und ich unterstreiche das – zum Schutze der Zivilbevölkerung in besetzten Gebieten. (...) Zum Verständnis der Wehrmacht muß man auch das Agieren der Rechtsabteilung der Wehrmacht einbeziehen. Man muß auch sehen, inwiefern in der deutschen Armee Disziplin gehalten worden ist oder nicht. Das heißt, konkret muß der Frage nachgegangen werden, inwiefern Ausschreitungen deutscher Soldaten, Wehrmachtsoldaten, sei es durch Vergewaltigung, sei es durch Plünderung, sei es durch Mißhandlung von Zivilisten (...), inwiefern also diese deutschen Soldaten bestraft worden sind. Des weiteren: wie scharf sind die Strafen gewesen? Das wäre eine (...) ganz wichtige Aufgabe für deutsche Historiker (...), um zu einem einigermaßen realistischen Gesamtbild zu kommen.

Wie würden Sie zusammenfassend das Agieren der deutschen Militärgerichtsbarkeit charakterisieren?

Zayas: Auf sämtlichen Kriegsschauplätzen des Zweiten Weltkrieges sind Fälle von deutschen Soldaten, die geplündert und getötet haben, dokumentiert und ebenso die dazugehörenden Feldurteile – fast alles ist in den Akten erhalten. Man müßte nur hineinschauen und Quellenstudium betreiben.

Galt diese Kriegsgerichtsbarkeit auch bei Übergriffen gegen die jüdische Zivilbevölkerung in der Sowjetunion?

Zayas: Es gibt solche Beispiele. Interessant wäre es allerdings, sie zu quantifizieren. Aber es gibt eine Reihe Beispiele in den Akten der Wehrmachts-Rechtsabteilung, wo Feldurteile von ordentlichen Wehrmachtsgerichten gefällt worden sind, mit Todesurteil oder sehr hoher Zuchthausstrafe, die verhängt worden sind, weil Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung begangen worden sind. Sie werden das vielleicht als schizophren betrachten, ist aber so, und die Akten sind da, frei für jeden, sie auszuwerten, wenn man nur will!

Wenn Sie Ihren offensichtlich breiter angelegten, wissenschaftlichen Ansatz realisieren, handeln Sie sich wahrscheinlich von Kritikern den Vorwurf ein, Sie relativierten die singulären NS-Verbrechen. Beeindruckt Sie das?

Zayas: Keinesfalls! Ich finde, es ist unsere Aufgabe als Historiker, das Gesamtbild darzulegen. Es geht in keiner Weise darum, irgendein Verbrechen zu banalisieren oder gar zu relativieren. Es geht vielmehr darum, Geschichte zu verstehen, und ich finde, eine Geschichtsschreibung, die nur einen Teil des Geschehens beleuchtet, grenzt an eine Lüge.

(Alfred de Zayas ist amerikanischer Historiker und Völkerrechtler. Mit dem Harvard-Absolventen sprach Bernd Kallina für die Deutschlandfunk-Sendung „DLF-Magazin". Wir bringen das Hörfunk-Interview leicht gekürzt) ■

In Kürze

Freie Lehrstellen

Rund 13.000 Jugendliche haben nach Schätzungen der Industrie- und Handelskammern im vergangenen Jahr ihren vertraglich vereinbarten Ausbildungsplatz nicht angetreten. 40 Prozent dieser jungen Menschen würden eine Ausbildung bei einem anderen Unternehmen aufnehmen, zehn Prozent leisteten Wehr- oder Zivildienst, zwölf Prozent begännen ein Studium, und zwölf Prozent gingen weiter zur Schule. Bei 25 Prozent spielten sonstige Gründe eine Rolle, die Lehrstelle nicht anzunehmen.

Tapferkeitsmedaille

„Wenn unser Land Tapferkeit verlangt, muß es Tapferkeit belohnen", fordert der Fuldaer Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann (CDU). Für viele Nato-Staaten, so die Begründung des Parlamentariers, sei es eine Selbstverständlichkeit, Soldaten, die überdurchschnittlichen Einsatz gezeigt haben, mit besonderen Auszeichnungen zu ehren. Es wäre daher nur natürlich, wenn die Bundesregierung angesichts der kriegsähnlichen Einsätze der Bundeswehr eine eigenständige Auszeichnung für Tapferkeit stiften würde.

A. Wellm verstorben

Der aus Neuburg bei Elbing stammende Schriftsteller Alfred Wellm ist im Alter von 74 Jahren verstorben. Bekannt wurde der Ostpreuße durch seinen Roman „Pause für Wanzka oder die Reise nach Descansar".

Frankreich:

Valéry Giscard d'Estaing

Der Vorsitzende des Europäischen Konvents / Von P. Campguilhem

Der EU-Gipfel von Laeken hat Mitte Dezember den früheren französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing zum Vorsitzenden des Europäischen Konvents gewählt, der Vorschläge für eine tiefgreifende Reform der europäischen Institutionen ausarbeiten soll. In Laeken wurde nämlich zugleich beschlossen, daß die Osterweiterung der EU bis 2004 abgeschlossen sein sollte. Wenn dieses Ziel auch als etwas zu ehrgeizig angesehen werden kann, liegt es trotzdem auf der Hand, daß ohne die angestrebte Reform die EU mit 25 Mitgliedern statt der sechs Gründer des Gemeinsamen Marktes von 1957 nicht mehr arbeitsfähig sein wird und kann. In dieser Hinsicht möchte Giscard nach Angaben des konservativen „Figaro" dieselbe Rolle als Vorsitzender des Konvents spielen, die der Belgier Paul-Henri Spaak nach dem Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft vor dem französischen Parlament 1955 in Messina beim Schaffen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft gespielt hatte.

Für den Präsidenten der Französischen Republik ist es in dieser ganzen Angelegenheit kurfristig das Wichtigste, daß der Altpräsident sich nicht in die Präsidentenwahlen im Frühjahr einmischen will. Die Wahl Giscards an die Spitze des europäischen Gremiums ist insofern also für Chirac mit der Hoffnung verbunden, daß die von seinem Vorgänger kontrollierten Liberalen der „Union pour la Démocratie Française" (UDF) beim zweiten Wahlgang einschwenken werden.

Einige Sozialisten hatten hingegen die Wahl Jacques Delors', des langjährigen Vorsitzenden der EU-Kommission und ehemaligen Wirtschaftsministers François Mitterrands, zum Präsidenten des Konvents befürwortetet. Anscheinend wünschten dieses jedoch weder der französische Regierungschef Lionel Jospin noch Bundeskanzler Gerhard Schröder, und so wurde Giscard gewählt. Seine beiden Beigeordneten werden der Italiener Giulano Amato und der Belgier Jean-Luc Dehaene sein. Insgesamt wird der Ausschuß etwa 100 Mitglieder zählen. An seiner Spitze wird ein Präsidium aus zwölf Personen stehen.

Das europäische Abenteuer des französischen Altpräsidenten ist vielleicht noch nicht beendet

Abgesehen von den inneren Aspekten der französischen Politik erwartet die führende Pariser Wirtschaftstageszeitung „Les Echos" von der Wahl Giscards eine Zügelung des zentralistischen Anliegens anderer EU-Staaten. So hatte der Altpräsident in seinem letzten Buch erklärt, es gehe darum, den Europäern „eher einen Raum von Freiheit als einen Raum von Integration" zu gewähren. Die Tatsache, daß ein zweiter französischer Politiker, der EU-Kommissar und Neo-Gaullist Michel Barnier im Gremium sitzen wird, läßt erwarten, daß die französische Diplomatie besonders aktiv in der ganzen Angelegenheit sein wird. Einen natürlichen Verbündeten im Kampf gegen zentralistische Tendenzen in der EU hätte sie dabei in den Briten. In den französischen Zeitungen waren keine Grundsatzartikel über die Ziele des Quai d'Orsay in dieser Angelegenheit zu lesen.

Allein die christlich-demokratische Tageszeitung „Le Croix", die unabhängig und europäisch gesinnt ist, bemerkt in einem Leitartikel, es handele sich für Valéry Giscard, der seit seiner Niederlage 1981 gegen Mitterrand in der Elysée-Wahl immer wieder gescheitert war, bei dem Amt des Vorsitzenden des Europäischen Konvents „nach zwei Jahrzehnten von Bitterkeit um eine schöne Herausforderung" und eine Chance, erneut eine größere Rolle zu spielen. Der Altpräsident hat sich laut „Le Figaro" als Vorbild einen anderen Altpräsidenten, nämlich Raymond Poincaré, genommen. Diesem Hausherrn des Elysée-Palasts während des Ersten Weltkriegs gelang es 1922 Premier zu werden. Das europäische Abenteuer Giscards ist also vielleicht noch nicht beendet. ■

Zitate · Zitate

„Die Deutschen wechseln viel schneller als erwartet von ihrer geliebten D-Mark in den bisher eher ungeliebten Euro. Für die meisten steht dahinter wohl reiner Pragmatismus: Der Euro ist nun einmal da, und sie wollen einfach schnell Klarheit im Portemonnaie. Mehr sollte man nicht hineininterpretieren."

„Nordwest-Zeitung" vom 3. Januar 2002

„Der Verbraucher fügt sich in das Unvermeidliche. Daraus eine Euro-Phorie ableiten zu wollen, wäre oberflächlich. Ebenso wie die Annahme, mit dem Euro käme jetzt automatisch der Aufschwung. So lange die Arbeitslosenzahlen sich nicht ebenso wie die D-Markbeträge halbieren lassen, kann auch die neue Währung keine Entspannung der wirtschaftlichen Situation bringen."

„Thüringer Allgemeine" vom 3. Januar 2002

Greifvögel

Der Kondor, der nach Geierart
hoch oben seiner Beute harrt,
stellt neuerdings und hundsgemein
sich unten in den Pampas ein:
Vom Rio de la Pleite fühlt
das Volk dort sich hinweggespült,
das Land, nach Silber einst benannt,
ist ausgesaugt und abgebrannt.

Die wahren Geier sieht man kaum,
sie hocken nicht am Galgenbaum:
Ihr Beutegreifen klappt perfekt,
vom Weißkopfadler stets gedeckt!
Die Eine-Welt – sprich: Eine-Bank –
macht Geier fett und Völker krank,
und wer dagegen rebelliert,
wird flugs mit Bomben ausradiert.

Pannonicus

Die Straße – Naturgewalt der Politik

Was die Krise in Argentinien uns zu sagen hat / Von Jürgen Liminski

Auf den ersten Blick scheint die Sache recht einfach. Man nehme einen neuen Präsidenten, werte die Währung ab und erhöhe die Produktion – und aus ist es mit der Krise. Der neue und innerhalb von zwei Wochen dritte Präsident in Argentinien versucht es mit dieser Mixtur aus Vertrauen, Einsicht in Sachzwänge und einem Stückchen peronistischer Magie. Denn mit der geplanten Erhöhung der industriellen Produktion will er an alte, glorreiche Zeiten anknüpfen, als das rohstoffreiche Land am La Plata noch zu den wirtschaftlich zehn ersten Ländern der Welt gehörte.

Aber diese Zeiten sind längst vorbei. Die Peronisten und ihre Nachfolger haben Argentinien abgewirtschaftet. Vor allem die Bindung des Peso an den US-Dollar im Verhältnis eins zu eins hat sich als fatal erwiesen. Der Dollar stieg, damit der Peso, aber wähfend hinter dem Dollar die Wirtschaftskraft der USA stand und hinter den gleichzeitig stärker werdenden europäischen Währungen auch die wachsenden Industrien Europas stehen, stagnierte und schrumpfte die Wirtschaft Argentiniens nach der Gleichung: teurer Peso, teure Exporte, wenig Verkauf, schrumpfende Reserven, steigende Auslandsschulden, galoppierende Inflation. Hinzu kam die Korruption der Machthaber, ihre Großspurigkeit und Parteien-Klüngelei. Im Schatten dieser Arroganz verkümmerten die kleinen und mittleren Betriebe, der einst blühende Mittelstand verarmte. Als die Leute nichts mehr zu verlieren hatten, gingen sie auf die Straße und vertrieben mit Topf und Kochlöffel die unfähigen Politiker.

Das ist das erstaunlichste Phänomen dieser Krise: Arroganz und Korruption sind bekannt, aber der Kampf der Straße mit Küchengerät ist eine spezifische Eigenart Südamerikas, insbesondere Argentiniens. Das Volk ist ein Element, völlig unberechenbar wie eine Naturgewalt, meinte schon der politische Dichter Lamartine; der Vater der Massenpsychologie, Gustave le Bon, und etliche Denker und Soziologen des Phänomens Straße gaben ihm recht. Unnachahmlich, geradezu prophetisch beschrieb Ortega y Gasset den modernen Massenmenschen. In Buenos Aires ist er zudem noch unerträglich laut.

Im Volk traut niemand mehr den Politikern

Im winterlichen Europa verfolgt man in einem kontrollierten Taumel von Begeisterung über die Einführung des Euro nur mit halbem Auge die Entwicklung am anderen Ende der Welt, im sommerlichen Argentinien. Aber es ist kein lauer Sommer in Buenos Aires, der Stadt der guten Winde. Der politische Sturm hat auch uns etwas zu sagen. Längst geht es nicht mehr nur um die Frage, wie lange der neue Präsident Eduardo Duhalde in der Casa Rosada den Präsidentensessel besetzt. Es geht um das System überhaupt. Mit der Währung, die jetzt stufenweise abgewertet werden soll, steht auch das neoliberale Wirtschaftssystem auf dem Prüfstand. Und die Jury ist die Straße, ihre Maßeinheit für Güte und Zukunft die Lautstärke des Konzerts der Topfschläger. In kürzester Zeit hatten sie die neue Währung, den „Argentino", hinweggeklopft, kaum war er auf dem Markt. Plünderungen und hektische Maßnahmen prägten die Atmosphäre. Ein Hauch von Anarchie liegt immer noch in der Luft der Sommernächte. Es ist nicht mehr die Zeit, den Tango mit dem Volk zu wagen. Wer jetzt versagt, reißt das Volk mit in den Strudel.

Es ist auch keine Frage der Parteien mehr. Argentiniens politische Klasse muß den Kontakt mit dem Volk wiederfinden. Präsident Duhalde hat auch Oppositionspolitiker in die neue Regierung geholt. Als erfahrener Populist und ehemaliger Gouverneur der bevölkerungsreichsten Provinz Buenos Aires (14 der rund 35 Millionen Argentinier) kennt er das Volk. Früh hat er sich gegen den Präsidenten der eigenen Partei, Carlos Menem, gestellt, als dieser den Pfad des Peronismus verließ und dem Kapitalismus den Vorrang vor der sozialen Gerechtigkeit, dem Banner Juan Domingo Perons, einräumte. Diese Gerechtigkeit will er wieder herstellen und gleichzeitig an die Größe Argentiniens unter dem legendären Staatschef anknüpfen. „Argentinien ist bankrott, es ist vernichtet", sagte er in seiner Antrittsrede, und mit diesem pathetischen Offenbarungseid hat er zum einen Ehrlichkeit demonstriert, zum zweiten den Tiefpunkt des Neustarts markiert und zum dritten die Straße beruhigt. Er weiß: Die Straße mißtraut dem Filz der Korrupten, sie fordert immer neue Köpfe. Denn die Krise ist nicht nur wirtschaftlich. Sie ist vor allem politisch, das heißt eine Vertrauenskrise. Im Volk traut niemand mehr den Politikern.

Die Politik steht vor gewaltigen Prüfungen

Hier wird es auch für Beobachter im nahen und fernen Ausland interessant. Die Krise wird wohl in ihren wirtschaftlichen Folgen eingedämmt werden können. Die Nachbarländer, vor allem Brasilien, haben vorgesorgt und sich weitgehend abgekoppelt. Aber es geht nicht um die Wirtschaftskraft oder um die Währung, wie immer sie heißt. Es geht um das nackte Vertrauen in die Ehrlichkeit einer politischen Klasse. Es hat sich herumgesprochen, daß ihre Raffgier und Machtgeilheit schuld sind an der Misere und an der Verarmung des einst ansehnlichen Mittelstandes. In der Zeit der Informationsgesellschaft aber ist das Vertrauen in die Ehrlichkeit und Dienstbereitschaft der Politik fast so viel wert wie die fachliche Kompetenz. Und das gilt nicht nur für Argentinien.

Auch in Europa steht die Politik vor gewaltigen Prüfungen. Die Sozialsysteme sind erschöpft. Es wird seit Jahren an den Symptomen herumgedoktert. Die Rente ist keineswegs sicher, auch mit Riester-Varianten nicht. Krankenkassen-Experten wissen längst: Die Beiträge werden steigen und die Leistungen sinken. Bei der Pflege droht der Notstand, die Arbeitslosigkeit steigt, die Familie verarmt.

Sie aber, die Familie, ist der wahre Mittelstand unserer Gesellschaft. Ohne sie stehen auch Ordnung und Freiheit auf dem Spiel nach der Gleichung von Paul Kirchhof: „Ohne Familie keine wirksame Erziehung, ohne Erziehung keine Persönlichkeit, ohne Persönlichkeit keine Freiheit". Aber kaum jemand in der Politik traut sich, dies zu sagen und die Weichen richtig zu stellen. Man verspricht kleine Münzen, „argentinos" sozusagen, wo beherzte, zukunftsweisende Maßnahmen notwendig wären.

Sicher, unsere politischen Institutionen genießen noch Vertrauen, aber dieses Kapital geht langsam zur Neige. Die Verdrossenheit und die Abstinenz bei Wahlen sind dafür zuverlässige Indikatoren. Und wenn erst die Sozialsysteme zusammenbrechen und die Menschen nichts mehr zu verlieren haben, ist die Straße nicht weit. Noch kann man die Weichen richtig stellen, noch ist der Mittelstand insgesamt nicht in der Misere. So gesehen ist der Sturm in Buenos Aires für uns und vor allem für die politische Klasse eine Warnung zur rechten Zeit. ■

Jubiläum der Universität Breslau:

Die »Leopoldina« lebt

In der Odermetropole verbinden sich Ostdeutsches und Ostpolnisches / Von Martin Schmidt

Die Städte Bautzen in der Lausitz und Deggendorf in Niederbayern feiern in diesem Jahr ihr 1000jähriges Bestehen, und die Universität Halle-Wittenberg wird stolze 500 Jahre alt. Umfangreiche Begleitprogramme sollen nicht nur die Menschen vor Ort zum historischen Innehalten bewegen.

Solche würdevollen Festanlässe muten anachronistisch an in einer Zeit, in der Politiker und Medien aus der Einführung des Euro allgemeine Spaßwochen machen und die Menschen trotz offensichtlicher Preiserhöhungen auch noch die Sektkorken auf das Neujahrs-„Geschenk“ knallen lassen.

Mehr noch: Viele Deutsche sind sich nicht zu schade dafür, ohne Notwendigkeit in langen Schlangen für das druckfrische Geld anzustehen. So, als ob sie es nicht abwarten könnten, ihre Mark gegen die mutmaßliche europäische Weichwährung einzutauschen.

Vor dem Hintergrund derartiger Bewußtseinstrübungen muß es erst recht anachronistisch erscheinen, wenn im Folgenden daran erinnert wird, daß sich die Deutschen 2002 außerdem die runden „Geburtstage“ von Städten und Hochschulen in den früheren Ostgebieten des Deutschen Reiches vergegenwärtigen sollten. Sind sie doch ein unverzichtbarer Bestandteil des geschichtlichen Erbes unseres Volkes.

Stellvertretend seien die 300-Jahr-Feier der Universität Breslau und die 800-Jahr-Feier der niederschlesischen Stadt Sagan hervorgehoben.

Die Universitätstraditionen Breslaus und damit ganz Schlesiens gehen – nach einem fehlgeschlagenen Versuch von 1505 – auf die Erhebung der dortigen Jesuitenschule in den Rang einer Hochschule im Jahr 1702 zurück. Urheber war Kaiser Leopold I., nach dem die Lehranstalt auch ihren Namen hat: „Leopoldina“.

In den Befreiungskriegen schlug das Herz Deutschlands in Breslau

Zwischen 1726 und 1736 folgte der Bau des Universitätsgebäudes einschließlich der im Krieg unzerstört gebliebenen Aula Leopoldina. Heutige Besucher des mit prachtvollen barocken Fresken bemalten Saales werden dennoch unweigerlich an die brutale Zäsur von 1945 erinnert: Am Eingang zur Aula passieren sie eine kunstvoll geschnitzte Tür, an deren Außenseite einst der österreichische Doppeladler prangte, ehe die neuen polnischen Machthaber ihn durch einen polnischen und schlesischen Adler ersetzten.

Sehenswert ist auch das bis heute von der Universität genutzte benachbarte Josephskonvikt, entstanden zwischen 1734 und 1755. In einem Hörsaal des schloßartigen Baus hielt der aus Norwegen stammende Philosophie-Professor Henrik Steffens am 8. Februar 1813 seine berühmt gewordene Rede an die deutschen Studenten mit der Aufforderung zum Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft.

Dieses Ereignis verweist auf jene Jahre, in denen in Schlesien und besonders in Breslau das Herz der ganzen deutschen Nation schlug.

Am 19. November 1811 wurde die aus Frankfurt/Oder verlagerte Universität nach den Plänen des großen Bildungsreformers Wilhelm von Humboldt in Breslau neugegründet. Die im freiheitlichen Geist des Aufbruchs dieser Zeit erblühende Bildungsstätte war die erste in Deutschland, die zugleich eine evangelische wie eine katholische Theolgische Fakultät ihr eigen nannte.

Am 25. Januar 1813 erklärte Preußens König Friedrich Wilhelm III. Breslau kurzzeitig zu seiner Residenz und verkündete dort am 17. März desselben Jahres den kämpferischen Aufruf „An mein Volk“. Zahlreiche Studenten zogen daraufhin als Freiwillige in den Krieg gegen die französischen Besatzer, ohne daß sich am Ende ihre Träume von einem in Freiheit vereinten Deutschland erfüllten.

Breslau blieb bis zum Zweiten Weltkrieg trotz seiner vergleichsweise jungen Universitätstradition ein bedeutendes akademisches Zentrum des Deutsches Reiches und unterstrich die jahrhundertelange Rolle Schlesiens als eine der wichtigsten deutschen Kulturlandschaften. Immerhin kamen in der Odermetropole, die vor anderthalb Jahren in großem Stil ihre 1000jährige Gründung zelebrierte (siehe OB 1/00 und 37/00), drei deutsche Nobelpreisträger zur Welt: der Chemiker Fritz Haber und die Physiker Max Born und Friedrich Bergius.

Auch Geistesgrößen wie der Mystiker Angelus Silesius (Johannes Scheffler), der Theologe und Philosoph Friedrich Schleiermacher, der Baumeister Carl Ferdinand Langhans oder der Maler Adolf Menzel wurden hier geboren, ebenso der Fabrikant August Borsig, Ferdinand Lassalle, der Begründer der deutschen Arbeiterbewegung, und der im KZ umgekommene Theologe Dietrich Bonhoeffer. Ein großer Zahl weiterer Wissenschaftler und Künstler aller Richtungen wirkte in Breslau.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges und in den ersten Monaten und Jahren danach widerfuhr dann auch den Professoren und Studenten der Leopoldina das harte Schicksal der Vertreibung. An ihrer Stelle kam eine erhebliche Zahl polnischer Akademiker aus Lemberg in die Stadt.



Mit den Jesuiten fing es an: *Blick auf die Oderfront der 1702 entstandenen Breslauer Hochschule*

Professoren der von den Sowjets in der westukrainischen Hauptstadt geschlossenen polnischen Jan-Kazimierz-Universität nahmen bereits im Herbst 1945 ihre Arbeit an der Oder wieder auf. Auch die berühmte Ossolinski-Bibliothek gelangte im Zuge der Zwangsumsiedelungen aus Lemberg nach Breslau. Heute bildet die im Jahre 1817 begonnene, äußerst reichhaltige Bücher- und Manuskriptsammlung des polnischen Gelehrten J. M. Ossolinski den Hauptbestandteil der im früheren Matthiasgymnasium untergebrachten „Nationalbibliothek“.

Breslau zählt neben den Universitäten in Warschau und Krakau zu den wichtigsten Wissenschaftszentren in der Republik Polen. Nach dem Umbruch der frühen 90er Jahre begann man mit Blick auf das anstehende Jubiläum damit, die alten Universitätsgebäude gründlich instandzusetzen.

Als spezielle Lehr- und Forschungsinhalte traten zusätzlich zu dem bewußt hochgehaltenen „ostpolnische Erbe“ immer mehr Vorlesungen und Seminare in den Vordergrund, die sich der deutschen Vergangenheit Breslaus und Schlesiens widmeten. Dabei kommt es immer wieder zur paradoxen Situation, daß sich polnische Dozenten vergeblich um Forschungskooperationen mit deutschen Hochschulen bemühen. So konnte das Historische Institut zum Beispiel keinen westlichen Ansprechpartner für ein Forschungsvorhaben über die Epoche des Mittelalters in Breslau auftun.

Zuletzt geriet die Universität in die Schlagzeilen, als polnische Freiwillige in einer spektakulären Rettungsaktion dafür sorgten, daß beim Oderhochwasser 1997 die Universitätsbibliothek rechtzeitig ausgelagert wurde. – Ein Segen für Polen wie Deutsche, für die das in den letzten Jahren kräftig aufpolierte Breslau samt Universität ein weithin ausstrahlendes Geisteszentrum sein könnte, in dem sich gesamtdeutsche, ostdeutsche und spezifisch schlesische Einflüsse auf einmalige Weise mit gesamtpolnischen und ostpolnischen verbinden.

Blick nach Osten

Schlesisches Kulturerbe

Helsinki – Das Welterbekomitee der UNESCO hat auf seiner letzten Sitzung am 13. Dezember mit den Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz erstmals zwei deutsche Bauwerke aus Schlesien zu Weltkulturdenkmälern erklärt. Die beiden evangelischen Fachwerkkirchen waren nach dem Westfälischen Frieden von 1648 entstanden und zeugen von der besonderen historischen Lage der Protestanten in Schlesien angesichts der von den Habsburgern unterstützten Gegenreformation. Als weitere große ostdeutsche Ensemble stehen seit 1997 außerdem die Marienburg des Deutschen Ritterordens sowie die Altstadt von Thorn auf der Weltkulturerbe-Liste der UNESCO.

Niederländer vorn

Warschau – Niederländer haben in der Republik Polen bis heute von allen Ausländern den meisten Grundbesitz erworben. Insgesamt handelte es sich bis Ende 2000 um 920 Hektar, gefolgt von deutschen Landkäufern mit 866 Hektar und französischen mit 461 Hektar. Schwerpunkt der Investitionen ist das zentralpolnische Masowien um die Hauptstadt Warschau, während die Statistiken vor allem für Ost-Brandenburg, Hinterpommern und das südliche Ostpreußen relativ wenige Landkäufe aufzeigen.

Kaschau ist pleite

Kaschau – Die zweitgrößte slowakische Stadt, Kaschau (Kosice), ist mit rund 46,3 Millionen Euro hoch verschuldet. Nach einem Bericht der in Preßburg erscheinenden Wirtschaftszeitung *Hospodarske noviny* hat es die Regierung im Dezember abgelehnt, die städtischen Wälder zu übernehmen und im Gegenzug die Hälfte der Schulden zu begleichen. Damit wurde für die Kommune zugleich die Aufnahme eines weiteren großen Kredits verhindert. Schon heute sind sämtliche kommunalen Gebäude Kaschaus an Banken verpfändet. Die Verantwortung für das finanzielle Desaster wird dem früheren Bürgermeister und heutigen Staatspräsidenten Rudolf Schuster zugeschrieben. In dessen zweiter Amtszeit zwischen 1994 und 1999 war die Altstadt des bis dahin als verdrecktes Schwerindustriezentrum geltenden Kaschau ebenso vorbildlich wie kostspielig restauriert worden. Auch die noch von der Jahrhundertwende stammenden maroden Gas- und Wasserleitungen hatte der gelernte Wasserbauingenieur instand setzen lassen und dafür von den meisten Medienberichterstattern und erst recht von den Bewohnern seiner Stadt viel Lob erhalten.

800 Jahre Sagan:

Mehr als Randnotizen

Kulturgeschichte aus der schlesischen Provinz / Von Louis v. Valentin

Ende 2001: *Gnadenkirche in Militsch*

Sagan (poln.: Zagán) liegt auf Tuchfühlung zum Bundesgebiet. Von Cottbus aus sind es bis zu der Stadt am Ostufer des Oder-Zuflusses Bober gerade mal 70 Kilometer in südöstlicher Richtung.

Erstmals urkundlich erwähnt wurde Sagan im Jahr 1202 als eine slawische Kastellanei, ehe ab 1230 nach umfangreichen Rodungen eine deutsche Stadt als Marktort mit dem typischen rechteckigen Ring heranwuchs.

Allerdings erwähnte der Chronist Thietmar von Merseburg bereits um 1000 das Dorf „Ilua“, das 1925 unter dem Namen Eula als Eingemeindung zu Sagan kam. Kaiser Otto III. war dort während seiner Wallfahrt nach Gnesen mit dem polnischen Herzog Boleslaw Chrobry zusammengetroffen.

1413 wurde Sagan ein selbständiges Fürstentum, 1549 fiel es an das Haus Habsburg, und 1628 belehnte Kaiser Ferdinand II. seinen Kriegsherrn Albrecht von Wallenstein mit dem Gebiet, so daß dieser neben vielen anderen Titeln auch den des „Herzogs von Sagan“ führte.

Wahrzeichen der Stadt sind das Barockschloß und der dem Vorbild Muskaus nachempfundene Schloßpark. Das Schloß brannte 1945 aus, wurde aber nach 1960 wiederaufgebaut. Gleiches geschah mit einigen Giebelhäusern am Ring, während die als Fachwerkbau errichtete Gnadenkirche 1965 gesprengt wurde. Besser erging es der vergleichbaren Gnadenkirche in Militsch, die mit Mitteln des deutsch-polnischen Freundschaftsfonds restauriert wurde und Touristen anlockt.

Vor dem Zweiten Weltkrieg zählte Sagan 22 770 deutsche Bewohner; heute leben dort fast 30 000 Polen. Zur gesamtdeutschen Kulturgeschichte steuert die Provinzstadt mehr bei, als man auf den ersten Blick vermuten könnte.

So zeugt die in der örtlichen Klosterbibliothek 1423-28 entstandene erste deutsche Orgeltabulatur von der Bedeutung Schlesiens für die Musik. 1611 stellte die damalige Herzogin von Sagan in ihrem Schloß den ersten – quellenmäßig überlieferten – kerzengeschmückten Weihnachtsbaum der Welt auf.

An Persönlichkeiten ist u. a. der Mathematiker Johannes Kepler zu nennen, der dem Ruf Wallensteins gefolgt war und 1628-30 in Sagan wohnte. Geburtsstätte war der Ort in der Niederschlesischen Heide (dem größten geschlossenen Waldgebiet Schlesiens) für Adolf Engler. Dieser leitete von 1889 bis 1921 den Botanischen Garten in Berlin-Dahlem und wies erstmals auf die geologischen Voraussetzungen für die Verbreitung von Pflanzen hin.

Man kann nur hoffen, daß all diese Fixpunkte der Stadthistorie sich auch in den polnischen Festschriften niederschlagen. Die schlesische Töpferstadt Bunzlau hat im letzten Jahr aus Anlaß ihres 750jährigen Bestehens vorgemacht, was mittlerweile möglich ist: Im „Jubiläums-Stadtführer von Boleslawiec/Bunzlau“ findet man in der deutschen Fassung durchgängig den deutschen Ortsnamen.

Eigens zum Festjahr wurde ein von Schadow und Schinkel entworfenes Denkmal für den 1813 in Bunzlau verstorbenen russischen Feldmarschall Kutusow restauriert – samt der vergoldeten Inschriften auf deutsch und russisch.

Gedenksteineinweihung:

»Gegen Krieg und Gewalt«

Spätes Erinnern an die Leiden von Frauen und Kindern in den Wirren des Zweiten Weltkrieges

Am 13. November wurde auf dem ehemaligen Standortfriedhof an der Lilienthalstraße in Berlin-Tempelhof zum ersten Mal in Deutschland ein Gedenkstein, der zum Andenken an die Opfer, Leiden und Leistungen der Frauen und Kinder während des Zweiten Weltkrieges mahnt, eingeweiht. Anwesend waren die Bundesministerin für Frauen, Christine Bergmann, die zuständige Staatssekretärin des Berliner Senats, Frau Junge-Reiher, der Präsident der Deutschen Kriegsgräberfürsorge, Karl-Wilhelm Lange, und zahlreiche Frauen aus dem Bund der Vertriebenen und anderen Opferverbänden.

In ihrem Grußwort schilderte die Präsidentin des Frauenverbandes im BdV, Sibylle Dreher, wie bei einer Tagung des Verbandes im vorletzten Jahr in der Bundeshauptstadt die Idee zu der Errichtung eines Gedenksteins oder zum Anbringen einer Tafel entstand, die nicht, wie allgemein üblich, an Soldaten erinnern sollte, sondern an die Leiden und die großen Leistungen der Frauen und Mädchen, die oft unvorbereitet leiden und sterben mußten. Gemeinsam mit dem Präsidenten des „Ringes deutscher Soldatenverbände Berlin e.V.", Karl-Georg Welker, wurde der Text erarbeitet, dessen Worte nun auf einem Gedenkstein aus poliertem Granit zu lesen sind.

Er ist einem Gedenkstein in Schadrinsk (Sibirien) nachempfunden, der dort zum Gedenken an die in einem Massengrab beigesetzten Opfer des Internierungs- und Zwangsarbeiterlagers im letzten Jahr von den Bürgern der russischen Gemeinde aufgestellt worden ist. Zur Verwirklichung dieser Gedenksteinlegung hatte Hildegard Rauschenbach beigetragen, die selbst deportiert wurde und die leidvolle Zeit im Lager von Schadrinsk überlebte. Ihre Erlebnisse dort hat Hildegard Rauschenbach in mehreren Büchern festgehalten. Ihr Buch „Vergeben ja. Vergessen nie" erschien kürzlich in einer Neuauflage im Westkreuz-Verlag, Berlin. (Das *OB* berichtete in Folge 1.)

56 Jahre nach Kriegsende war die Einweihung eines Gedenksteines für die vergessenen Opfer des Zweiten Weltkrieges überfällig und mag – das ist zu hoffen – dazu beitragen, daß das Schweigen über die Leiden der Frauen, Mädchen, Mütter und Kinder am Ende des Krieges und danach endlich gebrochen wird.

Manuela Rosenthal-Kappi



Gedenksteineinweihung: *Der Stein trägt auf der Vorderfront die Inschrift „Gegen Krieg und Gewalt / Es mahnen die Opfer von Vertreibung, Verschleppung, Vergewaltigung und Zwangsarbeit, unschuldige Kinder und Mütter, Frauen und Mädchen, ihre Leiden in den Wirren des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit sollen unvergessen bleiben – um zukünftiges Leid zu verhindern" und auf der rechten Seite die Erläuterung „Dieser Gedenkstein ist einer Stele aus Granit nachempfunden, die die Bürger aus Schadrinsk in Sibirien (Rußland) am Gemeinschaftsgrab deutscher Mädchen und Frauen errichtet haben, die in den Jahren 1945 bis 1948 dort interniert waren und an den Folgen ihrer Haft gestorben sind / Die heimgekehrten Frauen werden ihre Toten nie vergessen".* Foto: privat

Weltrekord

Aus Anlaß der „Tage der Zusammenarbeit zwischen Litauen und der Oblast Kaliningrad" haben Litauer in Königsberg auf dem Platz vor dem Kino „Rossija" den größten Pfannkuchen der Welt hergestellt. Hierfür wurden 1.000 Eier in einer Pfanne mit 1,5 Metern Durchmesser verarbeitet. Alleine mit dem Aufschlagen der Eier waren zwei Köche 24 Minuten beschäftigt. Das fertige Produkt wurde anschließend unter den Gästen des Festes verteilt.

Steuerentscheidung

Königsbergs Stadtrat hat die für Avtor seit dem 29. März 2000 geltenden Steuervergünstigungen zeitweilig ausgesetzt. Der Stadtrat begründete diesen Schritt damit, daß die Firma, die Kraftfahrzeuge für BMW und KIA baut, seit dem Inkrafttreten der Vergünstigungen keine Bilanzen vorgelegt habe. Die Stadt wolle Avtor zwar nicht die Steuerprivilegien entziehen, so der Königsberger Bürgermeister Jurij Sawenko, doch müsse sie „wissen, zu welchem Zweck solche Gelder eingesetzt werden und wie hoch die Investitionsrückerstattung sein wird".

Königin-Luise-Brücke

Jurij Sawenko, Bürgermeister Königsbergs, und sein Kollege aus Wilna, Arturas Suokas, haben einen Aufruf an die Regierungen Rußlands und Litauens unterzeichnet, die Renovierungsarbeiten an der Tilsiter Königin-Luise-Brücke über die Memel schneller voranzutreiben. Die beiden Bürgermeister erklärten sich hierfür bereit, je 25.000 US-Dollar bereitzustellen. Durch dieses „Zeichen des guten Willens" soll, so Sawenko, „die Idee der Wiederherstellung" dieses „Symbols der Freundschaft zweier Nachbarländer einen neuen Anstoß" bekommen.

Deutscher Besuch zum »Tag des Dorfes Wissokoje«

Der Freundeskreis Popelken machte sich vor Ort ein Bild von den Früchten seiner Hilfe zur Selbsthilfe

Der 1994 gegründete Freundeskreis Popelken hat es sich zur Aufgabe gemacht, gemäß der Devise „Hilfe zur Selbsthilfe" die heutigen Bewohner des ostpreußischen Ortes zu unterstützen. Anfänglich beschränkte sich die Unterstützung auf die heute elfklassige Schule des Dorfes. Lehr- und Lernmittel, Sportgeräte, Musikinstrumente, Kleidung sowie Geld für die Schulspeisung und die Schulrenovierung waren beziehungsweise sind die wichtigsten Spenden. Seit zwei Jahren hat der Freundeskreis seine Unterstützung auf andere wichtige Dorfeinrichtungen und die Verschönerung der Hausfassaden erweitert. So konnten mit Hilfe des Freundeskreises eine Tischlerwerkstatt, eine Nähstube und eine Schumacherei eingerichtet werden. Darüber hinaus werden der Ausbau und die Renovierung der medizinischen Station sowie der Betrieb einer kleinen Bücherei finanziell unterstützt.

Den letzten sogenannten Tag des Dorfes Wissokoje hat der Freundeskreis zum Anlaß genommen, Popelken (Wissokoje) zu besuchen und sich bei der Gelegenheit auch einen Eindruck von den Fortschritten vor Ort zu machen.

Vor dem Haupteingang der Schule erwartete die deutschen Gäste ein Begrüßungskomitee mit dem Schulrat des Kreises Heinrichswalde und der Bürgermeisterin des Ortes. Es wurden Worte der Begrüßung und des Dankes sowie gute Wünsche für die Zukunft ausgesprochen.



Vor dem Schulgebäude: *Besuchergruppe mit der Bürgermeisterin O. Matüchina und dem Schulrat M. Bespalow* Foto: privat

Der Vorsitzende des Freundeskreises, Horst Potz, bedankte sich für die herzliche Begrüßung, stellte den Gastgebern die Vorstandsmitglieder Elsbeth Prütz und Anneliese Todt sowie eine ehemalige Schülerin der Schule vor, die früher in Mehlawischken gewohnt hat und extra aus dem amerikanischen Florida zum Dorffest nach Popelken gekommen war.

Nach der Rede des Vorsitzenden wurden die Klassenräume besichtigt. Anschauungstafeln und Anschauungsmittel ließen erkennen, welch lebendiger Unterricht hier stattfindet. Anschließend boten die Schüler der verschiedenen Klassenstufen trotz der Ferien in der Schulaula ein buntes Programm. Die insgesamt 20 Programmpunkte – eine wahrhaft lobenswerte Leistung der Schüler – wurden von den Gästen mit viel Beifall aufgenommen. Die deutschen Besucher bedankten sich mit einem musikalischen Beitrag. Den Abschluß des ersten Teils des Festes bildete ein gemeinsames Mittagessen in einem der Klassenräume, an dem auch der Direktor des Ideal-Services aus Königsberg und der stellvertretende Chefredakteur der „Kaliningradskaja Prawda" teilnahmen, sowie ein Journalist aus Heinrichswalde, der einen ausführlichen Artikel verfaßte.

Der zweite Festteil fand am Nachmittag vor dem ehemaligen Hotel Drückler und auf dem Dorfplatz statt. Frauen aus dem Dorfe trugen auf den Treppenstufen des ehemaligen Hotelbetriebes Gedichte und Lieder vor, und die Bürgermeisterin ehrte die Dorfbewohner, die ihr Haus und ihren Garten vorbildlich gepflegt hatten, mit kleinen Geschenken.

Von den Vorstandsmitgliedern und anderen interessierten deutschen Besuchern wurden die neuen oder verbesserten Dorfeinrichtungen aufgesucht. Der Besuch der medizinischen Station zeigte, daß man in Popelken schnell arbeiten konnte im Hinblick auf das Dorffest. Das Ergebnis waren der Einbau einer Toilette, eines Waschbeckens, einer Badewanne und ein gefliester Fußboden.

Danach wurde das ehemalige Hotel Drückler besucht, in dessen zweitem Stock vom Ehepaar Belkow eine Nähstube betrieben wird. Frau Belkow kauft gebrauchte Kleidungsstücke, bessert sie aus und verkauft sie dann. Den entsprechenden Raum hat Herr Belkow hervorragend renoviert und eingerichtet. Der Raum der Begegnung konnte leider noch nicht renoviert werden.

Über den Stand der Renovierungsarbeiten konnte der Vorsitzende der Agrargenossenschaft, Nuchtar Kurbanow, der sein Büro auch in diesem Gebäude hat, detailliert berichten. So erfuhren die deutschen Gäste, daß die Fassade zum Teil bereits gestrichen worden sei; die Dachrinnen bedürften der Erneuerung, und der Vorbau des Gebäudes müßte auch in Angriff genommen werden. Außer über den Stand der Renovierungsarbeiten informierte Kurbanow die Besucher über die Arbeit und die Ergebnisse der von ihm geleiteten Genossenschaft, die mit ihren rund 485 Stück Vieh zu den führenden Betrieben in der Milcherzeugung gehört.

Ungeachtet solcher Erfolge und Lichtblicke, gibt es noch viel zu tun. Der Freundeskreis Popelken plant deshalb, seine Hilfe zur Selbsthilfe mit weiteren Projekten fortzusetzen. So wird der Freundeskreis die Materialkosten übernehmen, wenn diesen Sommer zwölf Häuser ausgebessert und angestrichen werden. Zudem wird ein Experte aus Sachsen die Arbeiten überwachen und fachmännisch helfen. Die Selbsthilfe der Russen wird bei diesem Projekt darin bestehen, daß sie die eigentlichen Anstricharbeiten vornehmen und sich verpflichten, im Zuge der Renovierung auch ihre Gärten in Ordnung zu bringen.

ATW

»Ein Amerikaner auf den Spuren der Geschichte Preußens«

Auch hier bestimmen wieder viele Vorurteile die Sicht der preußisch-deutschen Geschichte des Autors James Charles Roy

Daß sich ein Amerikaner auf die Suche nach Preußen begibt, ist bemerkenswert. So will denn wohl auch der entsprechende Untertitel Neugier erwecken. Bei allen unwillkürlichen Vorbehalten, die sich hinsichtlich dieser einander doch fremden Welten einstellen – vielleicht gibt es ja einen Erkenntnisgewinn beim Blick von der Neuen Welt auf die preußisch-deutsche Geschichte?

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: diese Lesefrucht zu pflücken, das lohnt – wie eigentlich erwartet – nur sehr bedingt. Man stößt auf viele alte Vorurteile, auf die auch hierzulande sattsam bekannten Geschichtsklitterungen und antipreußische Propaganda, wie sie im 20. Jahrhundert von den westlichen Demokratien in nicht enden wollender Aggressivität und zur Verschleierung brutaler Interessendurchsetzung gegen Deutschland benutzt wurden. Einen unliebsamen Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen und möglichst zu vernichten, das war – unter dem Deckmantel höherer Moral – jahrhundertelang das politische Ziel gegen Preußen und später ganz Deutschland.



James C. Roy: ***„»... es war einmal ein Königreich ...' Ein Amerikaner auf den Spuren der Geschichte Preußens“.*** *Verlag Langen Müller, München, 2001, 400 Seiten, Preis: 25,51 Euro.*

Die Lektüre dieses Preußen-Buches eines Amerikaners könnte einen gewissen Anreiz bedeuten, abermals der Genese von Vorurteilen auf den Grund zu gehen. Überhaupt erwähnenswert ist dieses Buch aber durch seine journalistische Art, Geschichte in die Gegenwart zu holen, indem der Autor die Regionen und Orte, deren Geschichte er beschreibt, selber aufgesucht hat. Er führte Gespräche mit Menschen, die heute dort leben oder aber von dort vertrieben worden waren. Die preußisch-deutsche Geschichte während eines großen Teils des 20. Jahrhunderts wird so durch persönliche Erinnerungen und Erlebnisse veranschaulicht.

Zunächst aber noch zu einzelnen Fakten und Aussagen, die hier vermittelt werden. Wie üblich, wird die Zahl der Opfer von Flucht und Vertreibung kleingerechnet. Nun ist eine solche Sichtweise kein Wunder, wenn vorher im Stil anhaltender Kriegspropaganda Preußen als „erbarmungslos“ charakterisiert wird: „Das einfache Wort ,Preußen' beschwört bei den meisten Leuten sofort das schaurige Bild endloser Kriege herauf – Pickelhaube, Schaftstiefel, Stechschritt, Adler, Blut und Zerstörung.“

Und selbstverständlich waren es immer „Angriffskriege“, die Preußen führte. (Frankreich, England und die USA haben sich ja bekanntermaßen über die Jahrhunderte hin stets nur „verteidigt“.) Die Feinde Preußens wurden regelmäßig „abgeschlachtet“. Das begann schon mit dem Deutschen Orden, der im Osten versuchte, „das Krebsgeschwür seiner Existenz einzupflanzen“. Offenbar gelang ihm das glücklicherweise doch nicht, denn der Autor fuhr auf seinen Reisen im heutigen Ostpreußen stets „an einem typisch slawischen Landgut nach dem anderen vorbei“. Wie diese entstanden sind, scheint ein Rätsel zu sein, über das sich der Autor keine Gedanken macht. Hier verhält er sich genauso wie die polnische Geschichtsschreibung, die Jahrhunderte wegräumt mit dem Märchen von den „wiedergewonnenen Gebieten“.

Man könnte mit der Aufzählung von derlei Zitaten amerikanischer und polnischer Geschichtsklitterungen – zugerichtet für die immerwährende Umerziehung der Deutschen zum dauerhaften Wohle Hollywoods, der Anwälte der amerikanischen Ostküste sowie polnischer Besitzansprüche – das Buch beiseite legen. Das jedoch würde den Leser um einen tatsächlichen Erkenntnisgewinn bringen – etwas bescheidener formuliert: man würde die Erfahrungen des Autors versäumen, die er im heutigen Polen – in den „wiedergewonnenen Gebieten“ – gemacht hat. Und die sind weitgehend negativ! Nicht nur ist der Autor entsetzt über den verwahrlosten Zustand des Landes, der Städte und Dörfer der früheren preußischen Provinzen. Auch die Mentalität der jetzigen Bewohner irritiert den Amerikaner. Wenn jemand wie unser Autor mit der Unterstützung eines „Holocaust Education Committee“ nach Polen kommt und dort auf dem Boden des damals angeblich so judenfeindlichen Preußen immer wieder mit einem viel aggressiveren heutigen Antisemitismus konfrontiert wird und aus der sonst so erfolgreichen Stilisierung der Polen als ewige Opfer plötzlich Chauvinisten und Täter werden, dann ist der Kulturschock wohl unvermeidlich.

Das trifft ebenso zu für seinen Besuch in der Region und Stadt „Kaliningrad“ – wohin ja die westlichen Demokratien durch ihren gemeinsamen Beschluß in Potsdam zum Völkermord an den Deutschen die blutigste Diktatur des 20. Jahrhunderts gebracht haben. Eine kritische Reflexion dieser damaligen Kollaboration und ihrer Folgen ist von einem US-Amerikaner allerdings ebensowenig zu erwarten wie von einem heutigen Deutschen, dessen ,historische Kenntnisse' sich überwiegend zeitgeschichtlicher Desinformation verdanken.

Einmal verweist der Autor selber auf diesen pädagogischen Wissensnotstand – der eigentlich ein Skandal sein müßte, zum im Hinblick auf die permanent geforderte „Erinnerungskultur“ –, wenn er von „jener mit entsetzlichen Leiden verbundenen Massenflucht aus Ostpreußen“ berichtet, „von der die meisten Einwohner Westdeutschlands jedoch erstaunlich wenig wissen“. Und wohl mit Blick auf die anhaltende Diskussion über Täter und Opfer der Kriegs- und Nachkriegszeit fährt er fort: „Doch es läßt sich nicht leugnen, daß auch diese Menschen zu den Opfern gehörten und daß sie alles verloren, was sie besaßen. Zu behaupten, ihr individuelles Leid sei gerechtfertigt, weil die Deutschen als Volk insgesamt nichts anderes verdient hätten, geht an der Sache vorbei.“ **Gerhard Schwarz**

Alle Bücher, die auf dieser Seite vorgestellt werden, sind über den Preußischen Mediendienst, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, zu beziehen.

Erinnerungen eines Journalisten

Wolf von Lojewski führt durch fünf Jahrzehnte Nachrichten und Fernsehen

Die Orte der Handlung lagen in weiter Ferne, schienen fast unwirklich – Namen wie Königsberg, Lötzen, Gerdauen und Baranowen. Und immer wenn von ihnen gesprochen wurde und wenn ich hineinhorchte in die Geschichten von früher, hatte ich den festen Eindruck, alles müsse dort schöner gewesen sein als in der nunmehr neuen Heimat. Vor allem das Wetter! Ostpreußen ist für mich in jugendlichen Jahren das verlorene, versunkene Paradies gewesen, mehr Traum als Wirklichkeit.“

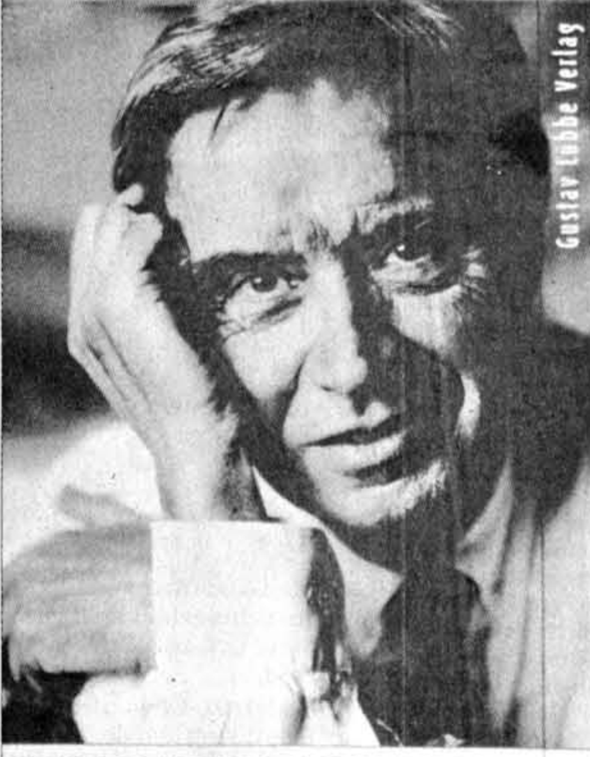
Dem Leser, der jetzt eine Geschichte aus und über Ostpreußen erwartet, muß jetzt gleich gesagt werden, daß dem nicht so ist. „Live dabei“ von Wolf von Lojewski ist allerdings ein Buch von einem Ostpreußen, und wenn er auch nur die ersten sieben Jahre seines Lebens in Ostpreußen auf einem großen Gut verbracht hat, kann man doch stets erkennen, daß ihn diese Jahre geprägt haben. So schreibt er selbst, daß er als junger Mann seine Wurzeln anerkannt hätte und auch, wenn er als Journalist stetig durch die Welt gereist sei, nie vergessen hätte, daß er aus Ostpreußen stamme.

Schon 1964 reiste er mit seinen Eltern in die Heimat und war vor allem an den Menschen interessiert. „Und wieder einmal wurde mir die Laune des Schicksals deutlich, die den einen ersehnen ließ, was der andere als Qual empfand. Daheim in Kiel habe ich Menschen mit Tränen in den Augen gesehen, die von einer Rückkehr nach Ostpreußen träumten – und sei es nur, um dort zu sterben; daheim in Ostpreußen traf ich Deutsche, die davon träumten, aus dieser Heimat endlich herausgelassen zu werden.“

Wolf von Lojewski schreibt von seiner Kindheit in Ostpreußen, der Flucht, wo er beinahe seine Mutter im Gedrängel verlor, von dem neuen Zuhause in Norddeutschland, der wundersamen Familienzusammenführung, seinen Eltern, seiner Schulzeit, seinem Studium und seinem Werdegang als Journalist. Gerade letzteres ist für einen auf diesem Gebiet uninformierten Leser höchst interessant. Es ist ungewöhnlich, einmal hinter die Kulissen der Nachrichtenmacher schauen zu dürfen. Erst liest man von den Erfahrungen des Autors bei den „Kieler Nachrichten“. Später, als er dann als ARD-Korrespondent nach Washington und London geht, erfährt man allerlei Wissenswertes über seine politischen Interviewpartner. Detailliert erinnert sich Wolf von Lojewski unter anderem an ein Interview mit Margret Thatcher. Auch Altkanzler Kohl wird in seinem Verhalten gegenüber den Journalisten beschrieben – und kritisiert.

Wolf von Lojewski, der zur Zeit das „heute journal“ im ZDF moderiert, führt als Journalist durch fünfzig Jahre Weltgeschehen. Wer jetzt allerdings vermutet, daß „Live dabei“ eine Art Geschichtsbuch sei, irrt. Es ist vielmehr ein Buch voller Geschichten. Der Autor erinnert sich in einzelnen Anekdoten, berichtet aus der Sicht eines Journalisten, der die Welt doch mit anderen Augen sieht als der Durchschnittsbürger, der sein Land gewöhnlich nie für längere Zeit verläßt.

Daß Wolf von Lojewski sein Handwerk beherrscht, kann man schon an seinem beachtlichen beruflichen Werdegang erkennen, daß er aber auch unterhaltsam schreibt, ist nicht selbstverständlich. Da der Autor nichts zu ernst nimmt und alles mit trockenem Humor unterlegt, sind ein leises Schmunzeln oder gar ein Lachen unvermeidliche Nebenwirkungen bei der Lektüre von „Live dabei“. Es gelingt, dem Ostpreußen die Einstellung des anfangs jungen Wolf so wiederzugeben, daß man den noch etwas naiven und ziellosen jungen Mann sieht und nicht den gereiften, erfahrenen Journalisten von heute. Der Leser wächst mit dem Autor in das Journalistenleben hinein, und die Tatsache, daß sich auch im wahren Leben manches zum Guten wendet, erfreut.



Wolf von Lojewski: *Der aus dem „heute journal“ bekannte Journalist erinnert sich in seinem Buch „Live dabei“ an seine Kindheit in Ostpreußen und erzählt viele interessante Geschichten aus seinem Berufsalltag.*

Wolf von Lojewski: „Live dabei“. *Gustav Lübbe Verlag, Bergisch-Gladbach, 2001, 288 Seiten, Leinen, Preis: 19,90 Euro.*

„Live dabei“ ist ein äußerst vielseitiges Werk und das einzige, was einem romantischen Leserherzen anfangs fehlen könnte, ist eine Liebesgeschichte, aber selbst die hat Wolf von Lojewski zu bieten, wenn er auch mit der Erwähnung seiner Ute erst nach der Hälfte des Buches aufwartet.

Danke, Herr von Lojewski, für die unterhaltsamen Stunden, die Sie dem Leser mit Ihren Erinnerungen bescheren. **R. Bellano**

Sprache:

Wie deutsch soll Deutsch sein?

Teil II: Über Erb-, Lehn- und Fremdwörter / Von R. G. Kerschhofer

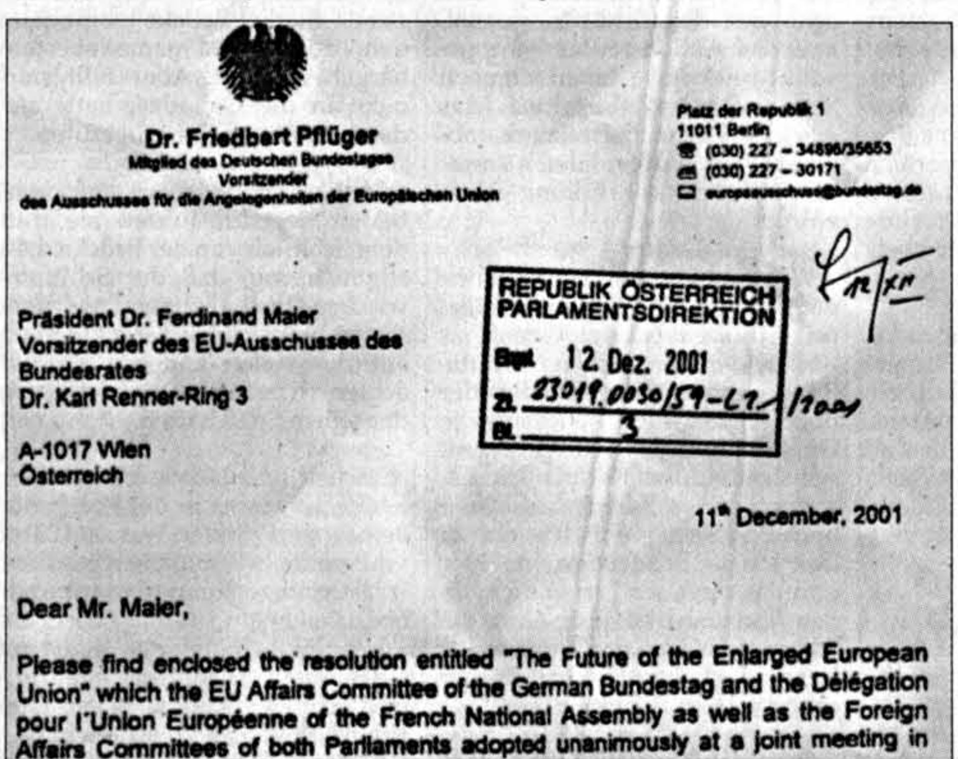
Erbgut sind Wörter, bei denen Fremdes weder nachweisbar noch wahrscheinlich ist. Lehngut ist alles, was trotz fremden Ursprungs voll ins heimische Laut- und Formensystem paßt. Fremdwörter wiederum sind durch Lautung, Schreibung oder Formung als Fremdkörper erkennbar. Im Gebrauch sind Lehnwörter den Erbwörtern gleichwertig – sie hatten entweder ohnehin ins heimische System gepaßt, was bei Entlehnung aus eng verwandten Sprachen vorkommt, oder sie sind längst dem heimischen Laut- und Formenspektrum angeglichen. In manchen Fällen wird das Fremde sogar irrigerweise einer heimischen Wortfamilie zugeordnet, wie etwa der aus dem Ungarischen stammende „Tolpatsch", der mit „toll" verknüpft und daher meist falsch geschrieben wird.

Der Übergang vom Fremdwort zum Lehnwort ist gleitend und zudem stark vom Bildungsgrad des Sprechers abhängig. Zu unterscheiden ist zwischen aktivem und passivem Wortschatz, also dem, was man selber gebraucht, und dem, was man zumindest versteht. Der „Normalverbraucher" benützt etwa 5.000 Wörter, während sein passiver Wortschatz fünf- bis zehnmal so groß ist. Im aktiven Wortschatz sind Fremdwörter seltener vertreten, denn ihr (richtiger) Gebrauch kostet eben mehr Mühe. Lehnwörter beweisen, daß das sprachliche Immunsystem funktioniert haben muß. Fremdwörter sind, eben weil sie fremd wirken, Indiz dafür, daß das Immunsystem noch existiert, aber nicht Garantie dafür, daß es auch funktioniert! Insgesamt umfaßt die deutsche Sprache mehrere hunderttausend Wörter – je nachdem, welche Zusammensetzungen, Fremdwörter, Regionalismen, Modewörter, Kurzwörter („Uni"), Silbenwörter („Azubi"), Buchstabenwörter („GAU") Buchstabierwörter („EDV") sowie Orts-, Eigen- und Produktnamen man einrechnet.

In den meisten Sprachen ist das Wortgut aus jeweils 30 bis 40 „Phonemen" gebildet, den bedeutungsunterscheidenden, quasi idealisierten Einzellauten (Mit- oder Selbstlauten). Charakteristisch für eine Sprache ist nicht nur, wie viele und welche Phoneme sie verwendet, sondern auch ihre „Phonetik", also wie sie ausgesprochen und gehört werden. Muttersprachliche Prägung bestimmt auch den Umgang mit Fremdlauten: Manche werden gar nicht gehört, manche bewußt ignoriert, manche verwechselt, manche ersetzt. So kommt es etwa, daß aus französisch „chance" je nach mundartlichem Hintergrund „Schanß" oder „Schangse" wurde. Oder daß das im Deutschen nicht existierende stimmhafte „dsch" durch „tsch" ersetzt wird („Mänätscher"). Oder daß die vielen aus dem Französischen entlehnten Wörter auf „-age" mit stimmlosem „sch" gesprochen werden. (Und außerdem eine Geschlechtsumwandlung durchmachen mußten, denn im Original sind sie männlich.)

Was ist heute anders?

Die ursprüngliche Sippengesellschaft kannte nur unmittelbare Sprechakte, und die Rückkopplung vom Hörer zum Sprecher war stets gegeben. In größeren Gemeinschaften entstanden dann Machtstrukturen. Es redete nicht mehr jeder mit jedem, und die Mächtigen machten sich durch Mittelsmänner oder überhaupt durch andere als sprachliche Mittel „verständlich". Dies war und ist besonders extrem bei allen Formen von Eroberung, Unterdrückung und Versklavung, die stets mit sprachlicher Deformation bis hin zur Sprachvernichtung einhergehen. Oder anders: *Sprachverfall ist ein Indiz für außersprachliche Mißstände.*



Dr. Friedbert Pflüger
Mitglied des Deutschen Bundestages
Vorsitzender
des Ausschusses für die Angelegenheiten der Europäischen Union

Platz der Republik 1
11011 Berlin
(030) 227 – 34896/35653
(030) 227 – 30171
europaausschuss@bundestag.de

REPUBLIK ÖSTERREICH
PARLAMENTSDIREKTION
Eingel. 12. Dez. 2001
Zl. 23019.0030/59-L7/1/2001
Bl. 3

Präsident Dr. Ferdinand Maier
Vorsitzender des EU-Ausschusses des Bundesrates
Dr. Karl Renner-Ring 3

A-1017 Wien
Österreich

11th December, 2001

Dear Mr. Maier,

Please find enclosed the resolution entitled "The Future of the Enlarged European Union" which the EU Affairs Committee of the German Bundestag and the Délégation pour l'Union Européenne of the French National Assembly as well as the Foreign Affairs Committees of both Parliaments adopted unanimously at a joint meeting in

Ein Kabarettist *meinte einmal, Deutsche und Österreicher seien „durch die gemeinsame Sprache getrennt". Sind sie nun, wie der obige Brief schließen läßt, durch die gemeinsame Fremdsprache vereint?*

Schrift ermöglichte – einem zunächst sehr kleinen Personenkreis – die völlige räumliche und zeitliche Trennung von Mitteilung und Wahrnehmung. Allerdings verfügten die Eliten über sprachliche und logische Bildung, die wie eine „Impfung" das Immunsystem ersetzen konnte. Und seit die Schrift durch Drucktechnik und Schulpflicht allgemeine Verbreitung hat, gibt es – selbst wenn die sprachliche Ausbildung nicht mithält – eine Art Rückkopplung in Form von Verkaufszahlen oder „erfolgreicher" Korrespondenz.

Rundfunk und Fernsehen hingegen bringen eine grundsätzliche Änderung: Sprache wird nicht wie beim Lesen mittelbar und ohne Zeitdruck, sondern in Echtzeit wie beim Gespräch erlebt, doch ohne Möglichkeit der Gegenrede – Hörer und Seher werden überfahren. Nun würde man sich vielleicht von einem Demosthenes, Cicero, Shakespeare oder Goethe überfahren lassen, doch was da heute ans Mikrophon kommt und sich millionenfach vervielfältigt, ist meist nicht einmal Durchschnitt. Die scheinbare Rückkopplung über Umfragen, Einschaltquoten oder „hotlines" nützt nichts, denn sie erfaßt bestenfalls den Inhalt, nicht die sprachliche Qualität. Die größte Gefahr kommt allerdings vom Bild selber: Es vermittelt eine Scheinwelt, die keiner verbalen Bewältigung mehr bedarf – Sprache wird Teil der Geräuschkulisse. Davon sind heute alle Sprachgemeinschaften bedroht, die anglo-amerikanische vielleicht am stärksten – Stichwort „sekundärer Analphabetismus".

Die leidigen Anglizismen

Es läßt sich leicht feststellen, wie oft ein Wort in einem bestimmten Text vorkommt, nicht aber, wie oft es insgesamt gesagt, geschrieben, gehört und gelesen wird. Es gibt zwar Studien über die Häufigkeitsverteilung von Wörtern in der deutschen Alltagssprache, aber wegen der ungeheuren Datenmenge hat diese Statistik nur bedingte Aussagekraft und beschreibt – wegen der langwierigen Auswertung – auch nur einen bereits überholten Zustand. Über die Häufigkeit der oft kurzlebigen Anglizismen gibt es überhaupt keinen wissenschaftlichen Nachweis, sondern nur subjektive, wenngleich weitverbreitete Meinungen.

Diese Meinungen rühren daher, daß Anglizismen in den Medien eindeutig überrepräsentiert sind. Weit mehr noch als bei sonstigen Fremdwörtern macht sich daher das Mißverhältnis zwischen dem Vorkommen im aktiven und im passiven Wortschatz bemerkbar. Das heißt auch, daß die oft nur unterbewußte Irritation über Wörter, die man immer wieder vorgesetzt kriegt, aber nicht richtig versteht, überproportional häufig ist.

Indirekte Schlüsse lassen sich ziehen, wenn man die existierenden Anglizismen näher ansieht. Eine nützliche Ausgangsbasis dafür liefert das in „Engleutsch? Nein danke!" *(Thomas Paulwitz, Stefan Micko u. a.: „Engleutsch? Nein danke!" Erlangen und Wien, ISBN 3-00-005949-0)* zusammengetragene Material. Um eine subjektive Wertung, was als eigenständiges Wort anzusehen ist, kommt man allerdings nie herum, weshalb auch die Zahl der Anglizismen nur ungefähr mit 2.000 bis 3.000 zu beziffern ist. Mehr als 80 Prozent davon sind Hauptwörter, Abkürzungen („CPU", „RAM", „DNA"), Zusammensetzungen („Sit-in", „Call-Center", „Dumpingpreis") oder hauptwörtlich gebrauchte Eigenschafts- und Mittelwörter („Daily", „Meeting", „Joint"). Zeitwörter mit eingedeutschter Endung machen etwa fünf Prozent aus, der Rest entfällt vor allem auf Eigenschafts- und Mittelwörter, teils mit englischer, teils mit verdeutschter Endung („corned", „gekidnappt").

Die meisten dieser 2.000 bis 3.000 Wörter dürften nur bei wenigen Leuten zum aktiven Wortschatz gehören. Jene Wörter, die im Alltagsleben häufiger anzutreffen sind, stammen vorwiegend aus den Bereichen Elektronik, Sport und Unterhaltung. Bemerkenswert ist, daß das „th" in nur wenigen Wörtern aufscheint: Was sich schlecht aussprechen läßt, wird also eher gemieden. Diverse Mischbildungen („antörnen", „pörformen") sind zwar mündlich, besonders im „Fach-Chinesisch" anzutreffen, schriftlich kommen sie aber kaum vor, weil sie eben weder der englischen noch der deutschen Orthographie entsprechen.

Wer sich umhört, kann auch feststellen, daß Eigenschaftswörter nur prädikativ, aber kaum attributiv gebraucht werden: „Er ist fit/soft/sexy", aber kaum „ein fitter/softer/sexier Mann". Zeitwörter kommen meist in Nennform oder als Mittelwort, aber kaum in persönlichen Formen vor: „Ich werde das mänätschen", „er hat das gemänätscht", aber nicht „du mänätschst", „ihr mänätschtet". Auch bei der Mehrzahlbildung zeigt sich, daß deutsche Endungen durchwegs vermieden werden, während umgekehrt bei Wörtern auf „-er" den deutschen Regeln entsprechend das englische „-s" nicht vorkommt: „die Player/Decoder/Freelancer/Catcher".

Solche Vermeidungsstrategien sind einerseits ein gutes Zeichen, beweisen sie doch, daß das Sprachgefühl vieler Menschen Systemstörungen nach wie vor erkennt. Andererseits läßt sich erahnen, welche Spannungen und Mißverständnisse (etwa zwischen Alt und Jung!) durch – oft überflüssige – Fremdkörper ins Land getragen werden.

Schlußfolgerungen

Es bringt nichts, gegen Windmühlen zu kämpfen oder die normative Kraft des Faktischen zu ignorieren. Nur rechtzeitiges und richtiges Handeln hat Aussicht auf Erfolg. Es gilt, Alternativen anzubieten, noch ehe sich ein Fremdkörper einnisten konnte. Wer Ideen hat, sollte sie daher umgehend weitergeben – in Gesprächen, Diskussionen, Leserbriefen, Veröffentlichungen und durch Einschaltung in laufende Sendungen. Vielleicht bleibt etwas hängen – auch etliche jener Wortschöpfungen, die unseren Dichtern und Denkern zugeschrieben werden, stammen vielleicht gar nicht von ihnen selbst, sondern wurden von ihnen nur richtig gehört, als nützlich erkannt und weiterverbreitet.

Alternativen müssen vor allem besser sein! Monströse Wortzusammensetzungen haben keine Chance gegen kurze und prägnante Amerikanismen, seien diese noch so primitiv. Vorzuziehen ist daher Wortbildung durch Ableitung, das heißt die Verwendung von jeweils nur einem einzigen Wortstamm, doch mit bedeutungsträchtigen Vor- und Nachsilben. Eine wichtige Quelle der Inspiration ist die Mundart: Warum sollten im Volk entstandene Wörter oder sogar „Verstümmelungen", sofern sie treffend und witzig sind, nicht in die Hochsprache aufsteigen?

Überflüssig ist der Kampf gegen Wörter, die in Lautung, Schreibung und Form ohnehin wie Lehnwörter erscheinen, denn sie stören nicht das System („splitten", „mixen", „liften", „Killer", „Slip"). Und wenn sie noch dazu kürzer und prägnanter sind, bringen sie sogar Gewinn („Box", „Grill", „Dress", „Star"). Ähnliches gilt für die aus Latein und Griechisch stammenden „Internationalismen", selbst wenn manche heute anglisiert auftreten. Sie sind gemeinsames europäisches Kulturerbe und bringen echte Vorteile, wenn sie als Fachausdrücke Mißverständnisse vermeiden oder eine (beabsichtigte) andere Konnotation mitbringen als ihr deutsches Gegenstück. Sprecher und Schreiber sollten allerdings stets überlegen, wo und mit welchen Fremdwörtern sie Nutzen – oder Unverständnis – stiften.

Der statutenmäßige Bildungsauftrag im öffentlich-rechtlichen Runkfunk und Fernsehen sollte vor allem bezüglich der Sprache ernster genommen werden. Man sollte zwanglose Gesprächsrunden (nicht Sendungen) einrichten, in denen Wissenschaftler, Techniker und Medienleute mit Linguisten über aktuelle Ausdrücke plaudern. Damit wäre zu kompensieren, daß Fachleute heutzutage kaum sprachliche Bildung, Linguisten aber kaum Fachkenntnisse haben.

Es fällt auf, daß nicht nur Personen ohne Englisch-Kenntnisse, sondern auch solche mit sehr guten Kenntnissen auf Anglizismen eher verzichten – und genau das muß im öffentlichen Bewußtsein verankert werden: Wer mit Anglizismen um sich wirft, ist ein halbgebildeteter Angeber! Und sobald einer weiß, daß das Publikum es weiß, wird er vorm Mikrophon nicht mehr riskieren wollen, als solcher dazustehen! Gerade Politiker tragen eine hohe sprachliche Verantwortung, und es ist grotesk, wenn sie statt in der gemeinsamen Muttersprache in einer Fremdsprache miteinander korrespondieren (siehe Abbildung).

Schädlich ist nicht das Fremde, sondern die Überfremdung.

Schädlich sind nicht die Fremdwörter, sondern die Systemstörungen, Mißverständnisse und Konflikte. Dabei geht es nicht um Sprache an sich und nicht um „Reinheitsgebote". Es geht um den Menschen, um optimale Nutzung angeborener Gaben, um Muttersprache als Mittel zur Daseinsbewältigung. Orientierungslosigkeit unter Gastarbeiterkindern resultiert nicht zuletzt aus ihrem Aufwachsen in zwei Sprachen, von denen keine wirklich Muttersprache sein konnte. Doch anstatt hier – so oder so – gegenzusteuern, werden Maßnahmen gesetzt, die zu noch mehr Muttersprachlosigkeit führen! Denn was sonst kann Fremdsprach-Unterricht bei Kindern bewirken, deren Muttersprache noch nicht gefestigt ist und die obendrein einer Dauerberieselung mit (pseudo)-englischen Wortfetzen ausgesetzt sind? Nur Globalisierer und Internationalisten haben ein Interesse an der Pidginisierung, an der Züchtung von Sprachkrüppeln und wehrlosen Manipulationsobjekten.

Wie deutsch soll Deutsch sein? Der Mensch braucht einen festen Punkt, um „die Welt aus den Angeln zu heben", und wer sich seines eigenen Bezugspunkts sicher sein darf, der hat auch keinerlei Probleme damit, daß sich *andere anderswo* auf *andere* Bezugspunkte stützen. ■

Löcher im Schnee

Von Margot GEHRMANN

Schularbeiten hatte sie gemacht, auch einen Korb voller Kartoffeln aus dem Garten geholt und vor die Kellertür gestellt. Die Fußbank stand schon vor dem Wohnzimmerfenster – jetzt konnte sie „nachdenken". Sie sah aus dem Fenster, das Wetter war schön, und wahrscheinlich konnte sie bis nach Königsberg sehen, wenn sie nur wüßte, ob es diese Richtung ist. Ganz hinten am Horizont flog ein Flugzeug. „Mutti, er läßt etwas ..."

„... fallen", wollte sie sagen, aber ein merkwürdiger Schlag warf sie von der Fußbank, die Scheiben klirrten und auf ihren Beinen lagen Scherben, die gerade noch das Wohnzimmerfenster waren. Über ihre Wange lief warmes Blut – eine Scherbe hatte sie ein bißchen geschnitten. Margot wagte nicht, sich zu bewegen.

„Das war also eine Bombe", sagte die Mutter und half ihr auf die Beine, versorgte die kleine Wunde im Gesicht mit Pflaster. „Geht es dir gut, ist dir etwas passiert? Kannst du nicht sprechen? Sag doch etwas!" Die Mutter fing an, sie zu schütteln. Langsam kam sie wieder zu sich. Natürlich konnte sie sprechen, aber sie wollte lieber hören, ob ihr Herz so laut schlug, wie sie es fühlte. „Wir müssen uns jetzt auf Veränderungen einstellen", sagte die Mutter, und Margot hatte keine Vorstellungen, was damit gemeint war.

An immer weniger Tagen mußte Margot morgens früh aufstehen, um in die Schule zu gehen, was hier und da auch angenehm sein konnte, denn der Winter hatte Einzug gehalten mit Schnee und Kälte. Als der Schnee dann schmolz, die ersten Schneeglöckchen hervorkamen und die Einschulung des ältesten Bruders bevorstand, die Schule aber immer noch unbenutzt war, konnte Margot dieser Zeit immer weniger Freuden abgewinnen – es war schlicht langweilig, und man lernte gar nicht mehr. Schade.

Auch der Sommer und der Herbst gingen ins Land, ohne daß nennenswerter Schulunterricht stattfand. Auch wenn die Mutter sich Mühe gab, den Kindern einiges zu vermitteln – es war eben nicht die Schule.

Eines Tages fiel der erste dicke Schnee, und man konnte anfangen, sich auf Weihnachten zu freuen. Der Schlitten wurde aus dem Schuppen geholt. Leider mußte nicht nur Margot sich schön warm anziehen, sondern auch der kleine Bruder, mit vier Jahren noch ein rechtes Baby, wurde „eingemummelt" und auch auf den Schlitten gesetzt, was den Aktionsradius ganz gewaltig einengte. Einen eigenen Schlitten zu Weihnachten, das war ihr Weihnachtswunsch, obwohl sie wußte, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen würde.

Weihnachten ging vorbei, ohne daß Margot den ersehnten eigenen Schlitten bekam. Gewiß, es war wie immer schön, für die Puppe gab es neue Kleider, der Bunte Teller war sehr lecker. Die Oma hatte ihre sehr geliebten, selbstgemachten Karamellen dazugegeben, und die Kekse waren bunt und sehr wohlschmeckend. Der kleine Bruder machte hier und da Ärger, weil er zu dicht an den Tannenbaum ging und die Wohnung wegen der brennenden Kerzen in Gefahr brachte. Er war eben noch ein Baby!

Das neue Jahr 1945 hatte begonnen, der Schnee fiel dicht und dick, und wenn man morgens aus dem Fenster sah, waren die Spuren von gestern wieder mit neuem Schnee ausgefüllt. Schlittenfahren machte immer noch Spaß, wenn auch durch den Baby-Bruder eingeschränkt, so daß die Schule nicht vermißt wurde, obwohl Margot das Lesen doch sehr fehlte. – Und dann kam der Tag, an dem sie den Schlitten ganz allein für sich hatte, den ganzen Tag lang. Einfach wunderbar! Die Mutter hatte sogar erlaubt, daß sie und der große Bruder allein zur „Buckel-Brücke" gingen, denn dort konnte man am besten bergab rodeln. „Aber fallt mir nicht in die Galinde", hatte sie den Kindern noch nachgerufen.

Mit lautem Lachen, auf dem Bauch liegend, fuhren sie mit dem Schlitten von der Brücke. Lästig war nur, daß der Schlitten wieder hochgezogen werden mußte, und natürlich mußte man auf die vielen anderen Kinder achten, die mit ihren Schlitten denselben Spaß hatten.

Lachen und lautes, vergnügtes Kreischen waren in der Luft, und keines der Kinder war auf das vorbereitet, was plötzlich passierte. Flugzeuge summten laut und bedrohlich und ohne Vorwarnung plötzlich über den Kindern, eines ganz besonders niedrig, und schnelle Schüsse fielen. Die Kinder fingen an zu schreien, liefen planlos auseinander – der Spuk war gleich wieder vorbei.

Margot sah sich nach dem „großen" Bruder um, nahm seine Hand und ging mit ihm, der merkwürdig still und ohne Widerstand war, nach Hause.

Die Nachbarin kam aufgeregt aus dem Haus und zog beide eilig durch die Tür. „Eure Mutter hat mich gebeten, auf euch zu achten, sie ist weggegangen, wenn das so weitergeht, müssen wir in den Luftschutzkeller." Davor hatte Margot große Angst, fürchtete die Dunkelheit und den feuchten Geruch. Was aber das Schlimmste war, hatte sie keinem gesagt – eine Bombe könnte direkt auf sie und den Luftschutzkeller fallen, und sie wäre lebendig begraben!

Aber noch war es nicht soweit, obwohl es in der Ferne wieder laut und bedrohlich summte. Wenn bloß die Mutter käme, das wäre hilfreich. Am Fenster zu stehen war verboten, und Margot wußte nicht, wie sie die Mutter „rangucken" sollte.

Krampfhaft versuchte sie sich abzulenken, als plötzlich das Geschrei des kleinen Bruders zu hören war. Engelchöre schienen zu singen. Mutter und Baby-Bruder kamen zur Tür herein.

„Geht nicht ans Fenster, Flugzeuge sind im Anflug", sagte die Mutter, und fast sofort erfüllten laute Motorengeräusch und schreckliche, schnelle Schüsse die Luft.

Eine Ewigkeit lang schienen alle wie erstarrt, keiner wagte sich zu bewegen, auch als alles ganz schnell wieder vorbei war.

Als Margot dann doch heimlich aus dem Fenster sah – jetzt schon in den eigenen vier Wänden – konnte sie im dicken weißen Schnee – viele Meter lang – unzählige häßliche Schußlöcher sehen. ■



Winter in der Heimat: *Aquarell von Thea Weber*

An einem Wintermorgen

Von Annemarie MEIER-BEHRENDT

Alles ist weiß, die Dächer der Häuser und die Stall- und Scheunendächer, die Wege und Straßen, das ganze Land liegt wie von einer großen weißen Tischdecke zugedeckt, die funkelt und glitzert, scheinen durch die träge dahinsegelnden dicken grauen Wolken Sonnenstrahlen darauf. Die Zweige und Äste der Bäume und Sträucher und die Telefondrähte sind dick vom Schnee umhüllt, und an den Dachrinnen hängen lange funkelnde Eiszapfen.

Bald nach Schulschluß sind die großen Kinder – sie haben das Mittagessen hastig hinuntergeschlungen und ganz fest versprochen, die Hausaufgaben ganz wirklich noch vor dem Abendbrot zu machen, wenn sie denn überhaupt welche aufbekommen haben ... – zum See gelaufen, haben sich eine weite Eisfläche vom Schnee geräumt und ziehen mit ihren Schlittschuhen Bahnen, Kreise und Achten, laufen vorwärts und rückwärts, vor Freude aufjuchzend, schimpfend, kreuzt ein anderer rempelnd die Bahn, aufschreiend vor Schreck oder Schmerz oder Zorn, geraten Läuferin oder Läufer unversehens zu Fall.

Zu gerne möchte auch ich bei diesem fröhlichen Getummel auf dem blanken Eis mitmachen, obwohl ich mich ein wenig vor den seltsamen Geräuschen, dem Knistern und Knacken, das aus der grausilbernen gefrorenen Tiefe kommt, fürchte. Auch habe ich keine Schlittschuhe. Zögernd schaue ich an mir herunter auf die schwarzen, vom Schnee leicht bestäubten Stiefelspitzen. Vorsichtig wage ich zunächst einige wenige Schrittchen auf die glatte spiegelnde Fläche, werde dann mutiger, hole aus und laufe und schurre ein ganzes langes Stück weit. Das ermutigt mich und macht Spaß. Auch ohne die eisernen gleitenden Kufen unter den Schuhen vergnüge ich mich eine ganze Weile, achte nicht auf die Zurufe und das Geschrei, das an meine Ohren dringt. Trotz der Kälte wird mir ganz warm. Ich laufe und rutsche und bin ganz selig vor Freude und Stolz, so lange, bis ich stolpere, falle, hart hinschlage auf das Eis. Sterne tanzen vor meinen Augen, benommen bleibe ich rücklings liegen, blicke in den Himmel, bis sich Gesichter neugierig-besorgt über mich beugen. Da setze ich mich auf, rappele mich hoch, vernehme Stimmen, spöttische Wortfetzen, Gelächter. Das macht mich ärgerlich, ja sogar wütend und hilflos zugleich, das schmerzt noch viel mehr als das Pochen in meinem Kopf, das ich verspüre, als ich längst schon die Eisfläche verlassen habe und durch den dicken Schnee, halb blind vor Tränen, die herunter zu schlucken mir nicht recht gelingen will, nach Hause stapfe. ■

Ich hab eine Tür nach Osten
für jeden Sonnenaufgang,
und jeden Morgen fang
ich ihn auf und bewahr ihn.

Ich hab eine Bank im Süden,
groß genug für uns beide.
Da sitzen wir Seite an Seite,
der runde Mittag und ich.

Ich hab einen Garten im Westen,
in dem meine Tiere hausen,
wenn vor den Zäunen draußen
der Fuchs und der Habicht lauert.

Ich hatt' eine Wand im Norden,
die hielt mir die Winde ab,
doch sie nahm mir die Sicht,
und da hab
ich sie niedergerissen.

Dort hab ich ein Fenster,
das klein ist,
doch groß genug für die Welt.
Und wenn sie mir
ihre Geschichten erzählt,
dann öffne ich's leise von innen.

Christel Poepke

So kurz vor dem Ziel

Von Karin BARDEN

Erschöpfung und Verzweiflung. Sie zeichnen das Gesicht der jungen Frau. Ihre Kraft ist zu Ende. Weinen kann sie schon lange nicht mehr. Sie und ihre drei Kinder sitzen am Straßenrand in Berlin, in Britz, wo die Stadt beginnt. Die Häuser sind niedrig; kleine Gärten, Ruhe und Frühsommersonne täuschen Idylle vor. Aber die gibt es nicht im Juni 1945. Es gibt nur die Parole der Militärs: wer nach 18 Uhr auf der Straße ist, wird ohne Anruf erschossen. Es ist 18 Uhr.

Es gibt nichts zu tun für die junge Frau und ihre Kinder. Wer jetzt nicht in einer Wohnung ist, wird erschossen. Das ist unumstößlich wie die Uhrzeit. Sie weiß das. Und die beiden Mädchen, 5 und 8 Jahre alt, wissen es auch.

Viele hundert Kilometer haben die vier hinter sich, mit der Eisenbahn, zu Fuß, oft auf den Dächern überfüllter Güterzüge, und zu Fuß. Seit Tagen sind sie auf den Beinen. Heute morgen brach eine Achse des Kinderwagens, so – als ahnte er das Ende der Flucht. Morgen wären sie angekommen bei der Mutter der Frau. Aber heute ist heute, und es ist 18 Uhr. Die Frau ist zu müde zum Denken. Sie sitzt einfach nur da. Auch die Kinder schweigen; die monatelange Flucht hat den beiden Mädchen die Sinne für Gefahr geschärft. Der Junge in dem achsbruchschiefen Kinderwagen weiß noch nichts.

Wann hatten sie die letzte warme Mahlzeit, wann ein Bett? Was Spielen bedeutet oder Lachen, ist ihnen längst verlorengegangen. Hunger, Kälte und Angst, das ist ihre Welt.

Abgerissen, schmutzig und mager sehen die vier aus. Als sie fliehen mußten, war strenger Winter. Wer gab ihnen Kleidung? Nahrung? Brot bekamen sie von Soldaten – erst von deutschen, später von russischen. Der Mensch kennt Erbarmen, nur die Maschinerie nicht. Krieg ist tödliche Maschinerie. Sie hat auch ihren Mann verschlungen, seit mehr als drei Jahren weiß sie nichts über sein Schicksal. Wie hat sie sich und ihre Kinder bis hierher gebracht? Von Osten her in einer erzwungenen Völkerwanderung mit Hunderttausenden ebenso ausgemergelten Gestalten über verbrannte Erde und durch zerschossene Städte. Wenige alte Männer, fast ausschließlich Frauen und Kinder, alle mit dem gleichen Ziel: nach Westen, nach Westen. Nun hat sie Berlin erreicht, aber es nützt ihr nichts, denn sie hat die letzten Kilometer nicht mehr geschafft. Morgen würde sie bei ihrer Mutter ankommen. Aber heute ist heute, und es ist 18 Uhr.

Die Straße ist gespenstisch still. Außer der jungen Frau mit den drei Kindern ist niemand zu sehen. Stumm sitzt die kleine Gruppe am Straßenrand, die Füße im Rinnstein, vor sich den Kinderwagen. Es ist warm, wenigstens das.

Da wird zwei Häuser weiter ein Fenster geöffnet. Eine Frau ruft und rudert mit den Armen. „Kommt", schreit sie. Ungläubig steht die Mutter auf. Wer läßt Leute wie sie in Zeiten wie diesen in seine Wohnung? „Sie können bei uns übernachten", ruft die Frau. Die Mädchen springen auf, greifen den Kinderwagen an den Seiten, tragen, ziehen und schleifen ihn auf das Haus zu. Die Mutter geht hinterher. Sie weint, daß es sie schüttelt. ■

Fitneß für Kinder

Spiele im Freien und daheim

Unsere Kinder sind zu dick. Sie sind unbeholfen, ja unbeweglich. Sie sitzen immer nur vor dem Computer oder dem Fernseher. Die Klagen der Eltern und Großeltern sind nicht zu überhören. Aber ist die ältere Generation denn besser? Ist man nicht manches Mal auch ein bißchen bequem? Da fährt man die wenigen Meter mit dem Auto zum Bäcker, anstatt mit dem Fahrrad durch die frische Luft zu radeln. Oder man verbringt einen verregneten Sonntagnachmittag lieber vor dem Fernseher, als einen Spaziergang zu unternehmen. Doch auch hier gilt die alte Regel: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Eltern und Großeltern sind also einmal mehr gefordert, die Kinder „auf Trab zu bringen", ihnen den Spaß an der Bewegung vorzumachen. Der Frankfurter Verein „Mehr Zeit für Kinder" hat jetzt gemeinsam mit Ovomaltine einen „Fitneßleitfaden" für Eltern und Kinder herausgebracht. Dort findet man allerlei Anregungen für Spiel und Spaß im Freien, aber auch in den eigenen vier Wänden. Gedacht ist dieser Leitfaden für Kinder zwischen drei und sechs Jahren, ist aber ein Spaß für die ganze Familie.

Er kann schriftlich angefordert werden (gegen Briefmarken im Wert von 1,53 € für Porto und Versand) bei: Mehr Zeit für Kinder e.V., Stichwort: Ovomaltine Fitneßleitfaden, Fellnerstraße 12, 60322 Frankfurt. **os**

Es ist ja nur eine Grippe

oder Wenn die Hausfrau einmal krank wird – Von Hannelore PATZELT-HENNIG

Zwei Tage hatte Julchen sich schon so hingeschleppt, dann ging es nicht mehr. Ein grippaler Infekt, meinte der Arzt. Eine Reihe Röhrchen und Fläschchen kamen auf den Nachttisch und Susannchen zur Omi. Neben einen Teller mit Orangen und Weintrauben stellte der besorgte Gerold eine Thermoskanne mit heißem Tee. Damit blieb Julchen sich aber selbst überlassen.

Auch der eheliche Abschiedskuß entfiel. Wegen Ansteckungsgefahr. Was zu verstehen war. Gerold hastete ins Büro. Er konnte sich keinen Ausfall leisten. Auch das war verständlich. Julchen lag nach seiner Auffassung wohlversorgt in ihrem Bett, und mit der Langeweile würde sie eben fertig werden müssen.

Sie wurde damit fertig, dafür sorgten ihre Gedanken und Ahnungen. Was würde sie heute nicht alles erledigen können! Gleich nachdem sie gehört hatte, daß Gerold mit dem Wagen aus der Garage heraus war, verließ sie zum ersten Mal das Bett; denn in allen Räumen brannten die Lampen ...

Eine Viertelstunde später schleppte sie sich ins Bad. Das brachte ihr einen gewaltigen Schüttelfrost ein. Mit festem Einwickeln in ihrem dicken Zudeck und einem kräftigen Schluck Tee versuchte sie ihn zu vertreiben.



Mann in der Küche: *Nicht immer bereitet die Arbeit einer Hausfrau Freude*

Foto: Center Press

Ein rechter Trost war ihr jetzt der Gedanke, daß sie nun auf lange Sicht nicht das Bett zu verlassen brauchte. Der Postbote würde wohl kaum mit einem Lottogewinn vor der Tür stehen, was ein Grund gewesen wäre, es doch zu tun.

Mit dieser Mutmaßung hatte Julchen allemal recht, aber der Briefträger klingelte etwas später doch, und zwar mehrmals. Sie warf sich ihren Morgenmantel über und ging zur Tür. Was sie erhielt, war ein Einschreiben, für das der Gute natürlich eine Unterschrift brauchte. Und als Julchen durch die Diele ging, bemerkte sie, daß der Heizkörper unter dem Blumenfenster voll aufgedreht sein Bestes gab, um aus den seit drei Tagen nicht gegossenen Pflanzen Dörrgemüse zu machen. Auch der Berg eingesprengter Wäsche, der zur Heißmangel sollte, war wenig dazu angetan, beruhigend auf Julchens vom Fieber ohnehin schon erregtes Gemüt zu wirken. Die ungeputzten Schuhe standen am üblichen Fleck – ganz aus Gewohnheit. Heute wirkten sie dort eher wie eine Herausforderung.

Als Julchen ihr Bett wieder erreicht hatte, sank sie bleiern nieder, und in ihren Schläfen hämmerte es unerträglich. Nach Einnahme einer Schmerztablette druselte sie dann bald ein wenig ein. Da aber schrillte die Türglocke erneut. Doch jetzt blieb Julchen hart. Selbst das energische Wiederholen des Läutens brachte sie nicht dazu aufzustehen. Wer da draußen war, bemerkte sie erst, als der Betreffende wegging. Es war der Fernsehmonteur, der schon über eine Woche auf sich hatte warten lassen. Daß er ausgerechnet an diesem Tag gekommen war, ärgerte Julchen nicht wenig. Mindestens ebensosehr wie die Tatsache, daß Gerold vergessen hatte, den übervollen Mülleimer hinauszubringen und den Abfallbehälter für die Müllabfuhr an die Straße zu stellen. Letzteres begriff sie, als die städtische Müllabfuhr ohne Halt an ihrem Haus vorbeibrauste.

Endlich war es achtzehn Uhr, der Zeitpunkt, zu dem Gerold für gewöhnlich heimkam. Das jedoch sollte sich an diesem Tag nicht ergeben. Er stellte sich erst eine Stunde später ein. Gerold hatte einen alten Studienfreund getroffen und war mit ihm auf ein Bier eingekehrt, wie er sagte.

Außerdem hatte er noch ein paar Salate geholt, um Julchen ein leckeres Abendbrot zu bereiten. Nicht die billigsten. Als Entschädigung, wie er sagte. Das Teewasser setzte er gleich auf, dann aber ging er sich rasch die Nachrichten im Fernsehen ansehen. Das zweite Programm brachte sie ja früher – der einzige Sender, der bei ihnen noch lief. Als Julchen in der Küche länger keine Geräusche hörte, erhob sie sich, um nachzusehen, warum es so war. Dort kochte das Wasser im Teekessel gewaltig, aber Gerold war nicht zu sehen. Sie fand ihn dann im Wohnzimmer in seinem Sessel. Er war eingeschlafen. Selig schlummernd saß er da. Julchen sagte nichts. Sie dachte nur: Ich wünschte, ich könnte das auch! ■

Sie war ein echtes Münchner Kindl

Geliebter Kintopp: Vor 90 Jahren wurde Heli Finkenzeller geboren

Sie war ein echtes Münchner Kindl. Am 17. November 1911 wurde sie in Bayerns Hauptstadt geboren. Von klein auf hatte sie schon den Wunsch gehabt, zum Theater zu kommen, schon als Kind hatte sie als schönstes Spielzeug ein herrliches Puppentheater, schon als Kind war sie, wenn eine Schüleraufführung gemacht wurde, der Star, immer schon spielte sie Theater. Und sie hatte das große Glück, daß ihre Eltern gar nichts gegen diese früh erwachte Theaterleidenschaft einzuwenden hatten ... nur das Geld für den Bühnenunterricht mußte sie sich selbst verdienen, im elterlichen Geschäft. Als sie dann beim Intendanten der Kammerspiele, bei Falckenberg, vorsprechen konnte, hatte sie zwar unheimliches Lampenfieber, aber der Erfolg belohnte sie für alle Aufregung, und bei der Aufnahmeprüfung „schoß sie den Vogel ab", wie sie selbst einmal sagte.

Und nun ging alles wie am Schnürchen. Heli Finkenzeller lernte in der Schauspielschule alles, was zu lernen war, und erhielt dann ihr erstes Engagement im selben Hause sozusagen, an den Kammerspielen nämlich. Damit war ein großer und entscheidender Schritt vorwärts getan. Am Anfang mußte sie zwar noch manche Hemmungen überwinden – aber allmählich spielte sie sich frei und gewann rasch die Herzen der Zuschauer. Zwei Jahre lang hat sie dann bei Falckenberg auf den Brettern gestanden, in einem herrlichen Ensemble mit Will Dohm – den sie dann auch heiratete –, mit Ferdinand Marian, Elisabeth Flickenschild, Maria Bard, Heinz Rühmann. Der Ehe mit Will Dohm entsprossen zwei Kinder: Michael und, mitten im Krieg, Gabriela. Aber ein tragisches Geschick entriß ihr den Mann wieder: 1948 starb Will Dohm an einer schweren Erkrankung.

Als sie in einem bayerischen Dialektstück die Hauptrolle spielte, wurde Karl Ritter auf sie aufmerksam, der damals einen ähnlichen Stoff für den Film plante. In diesem Film – „Ehestreik" hieß er – stand Heli zum erstenmal vor der Kamera. Es war für sie zugleich der Abschied von den Kammerspielen und der Stadt ihrer Jugend. Die Ufa holte sie nach Berlin. In dem unvergessenen „Königswalzer", den Herbert Maisch inszenierte, errang Heli Finkenzeller einen so durchschlagenden Erfolg, daß sie nun auch für das Filmpublikum zu einem festen Begriff wurde. Seitdem haben wir sie in vielen Filmen gesehen. Nur die wichtigsten seien hier genannt: „Boccaccio", „Der höhere Befehl", „Der Mustergatte" (mit Heinz Rühmann), „Die Scheidungsreise", „Eine kleine Nachtmusik", „Opernball", „Das Bad auf der Tenne" und „Kohlhiesels Töchter" mit der berühmten Doppelrolle. Bis in den Krieg hinein hat sie filmisch gearbeitet, ihr letzter Film war „Wo ist Herr Belling 2", ... aber er wurde nicht mehr fertig, das Kriegsende beendete auch ihn.



Heli Finkenzeller: *Gewann die Herzen des Pulikums*

Foto: Archiv kai-press

Sie hat vor dem Krieg auf der Bühne gestanden, sie hat nach dem Krieg wiederum Theater gespielt. Im Lustspielhaus des Westens wurden „Götterkinder" mit ihr über 300mal gegeben ... Will Dohm, Carl Raddatz, Hilde von Stolz, Jakob Tiedtke waren ihre Partner. Und dann kam abermals der Film und holte sie zur Arbeit. 1949 gestaltete sie „Hallo! Sie haben Ihre Frau verloren!" mit, und ebenso „Zwölf Herzen für Charly". 1950 heiratete sie den Filmproduzenten Alfred Bittins, der 1971 starb. Seitdem blieb sie allein und hat in zahlreichen Nachkriegsfilmen mitgewirkt. In der letzten Zeit wandte sich die Schauspielerin verstärkt dem Fernsehen zu, wo sie vor allem in Serien-Produktionen wie dem „Traumschiff" oder „Lorentz & Söhne" mitwirkte.

Heli Finkenzeller starb am 14. Januar 1991 in München an Krebs. Sie fand ihre letzte Ruhe neben Will Dohm auf dem alten Teil des Münchner Waldfriedhofs. **kai-press**

Bin lange nun gegangen
hab' manches angefangen
und manches auch vollbracht.
Hab' mich gemüht
trug Sorgen
bin schuldig auch geworden
und kenn' die dunkle Nacht.
Doch immer kam ein Morgen.
In seinem Licht verborgen
ein neuer Anfang lag.

In guten Sternenstunden
hab' Menschen
ich gefunden
und Nähe Wärme gab.
Will dankbar weitergehen
bis daß ich einst
werd sehen
das helle Licht
in letzter Nacht.

Eva Reimann

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,

nahtlos – so hatte ich geschrieben – konnten wir mit unseren Erfolgen in das neue Jahr hineingehen und ebenso könnten wir es fortsetzen, wenn – ja, wenn nicht die vielen Wünsche aus dem alten Jahr wären. So sammele ich die erfüllten für eine Extra-Familie und hole die neuen hervor, diesmal lauter kleine „Wunschkes".

Unser Landsmann Klaus Bartschat sucht ein Gedicht, das seine Großmutter oft gesprochen hat, weil es ihr Lebensleitfaden war. Ein Vers ist ihm noch vertraut: „Und die Steine stehen hemmend am Steg, und dornenumrankt ist der Lebensweg. Wir wissen vor Grauen, daß nie wird werden das Wort zur Wahrheit und Frieden auf Erden." Wer den vollständigen Text kennt, sende ich bitte an Frau Roswitha Kulikowski (Arnumer Straße 28 in 30966 Hemmingen, OT Harkenbleck), die uns diesen Wunsch von Herrn Barschat aus der Königsberger Gruppe in Hannover übermittelte.

Erneut geht Bärbel Schindler auf Liedsuche in unserer Familienspalte. Diesmal ist es ein Masurenlied, das folgende Zeile enthält: „Nach Osten schau ich dann und singe: Masurenland, Masurenland, wie lieb, wie lieb ich Dich!" Dürfte sich finden lassen. (Bärbel Schindler, Stiller Winkel 37 in 33104 Paderborn.)

Nun aber zu den heiteren Riemels. Bekannt ist das Robert-Johannes-Gedicht vom fetten Mops, der keine Königsberger Klopse fraß (das wurde auch wieder mal gewünscht, aber das konnte ich zusenden), doch es muß noch ein anderes Klops-Poem geben. Und zwar das von einer Frau, die sich auf einem Fest heimlich ein paar Klopse in die Tasche steckte, mit denen sie wohl ihren daheimgebliebenen Mops füttern wollte. Beim Tanzen aber kullerten ihr die Klopse aus der Tasche, was natürlich zur allgemeinen Erheiterung beitrug. (Gesucht von Ingrid Zentgraf, Blitzenröder Straße 66 in 36341 Lauterbach.)

Und auch das muß ein lustiges Poem sein, von dem unsere 95jährige Landsmännin Elise Schiemann nur noch diese Zeile weiß: „Frieh morgens fing et all an, mir explodiert de Kaffeekann' ..." Was noch passiert, ist unbekannt. Wer weiß es? Frau Schiemanns Tochter Monika Hippler, an deren Adresse die Zuschriften zu richten sind (Cheruskerstraße 21 in 53859 Niederkassel), hat übrigens eine der von Gerda Nasner angebotenen Kopien von Frieda Jungs „In der Morgensonne" erhalten, für die sie sehr dankbar ist.

Frieda Jung! Da gibt es eine echte Überraschung: Unsere Leserin Helga Kraunus will das Buch „Reichsgottesritter" von Frieda Jung in gute Hände geben, denn es enthält eine handschriftliche Notiz der ostpreußischen Dichterin. Wer sich für diese bibliophile Kostbarkeit interessiert, wende sich bitte an Helga Kraunus, Schlesierweg 13 in 65719 Hofheim. (Liebe Frau Kraunus, Sie werden wahrscheinlich eine Unmenge von Zuschriften erhalten. Ich übernehme dann gerne den Dank an alle, die es nicht bekommen konnten – denn leider gilt auch hier: „Nur einer kann gewinnen.")

Vor einigen Jahren hat Waltraud Schröder über unsere Ostpreußische Familie das Buch „Rotes Kopftuch, blaues Kleid" erhalten. Da das Buch eine Widmung enthält, würde sie es nun gerne der einstmals „Beschenkten" oder der damaligen „Schenkenden" übergeben – falls das überhaupt möglich ist! Die Suche ist deshalb so schwierig, weil die Widmung in dem Buch lediglich lautet: „Zur freundlichen Erinnerung an Deine Freundin Annelies. Grossdeuben, den 27. 3. 1942". War dort ein ARD-Lager? Das würde dann vielleicht weiterhelfen!

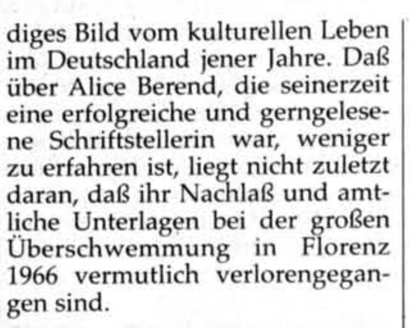
Eure

Ruth Geede

Zwei Leben voller Höhen und Tiefen

Neues Buch über die Schriftstellerin Alice Berend und die Malerin Charlotte Berend-Corinth erschienen

Charlotte Berend-Corinth: *Selbstporträt 1937 (Öl)*



Alice Berend: *Porträt von Lovis Corinth (1912)* aus dem besprochenen Band

Bisweilen träume ich von hohen Sälen in erhabenen Museen, dort hängen schöne Bilder; ich gehe, ich sehe, ich bewundere. Wird irgendwann ein Bild von mir von diesen Wänden glänzen?" schrieb eine Frau, eine Künstlerin in ihr Tagebuch, die stets im Schatten ihres großen, berühmten Mannes stand. Dabei war Charlotte Berend-Corinth eine ernstzunehmende Künstlerin, die zauberhafte Landschaften oder eindrucksvolle Porträts von Schauspielern schuf, die ihr Anerkennung und Wertschätzung verschafften. Selbst ihr Mann Lovis schien manches Mal die Konkurrenz durch seine Frau zu fürchten, so verbot er ihr, in Urfeld am Walchensee die Landschaft zu malen. „Anderes ja: Tiere, Blumen, Porträts, was immer sie wollte", erinnerte sich Tochter Wilhelmine. „Nicht aber die Landschaft! Das war seine Domäne. Und niemand sonst sollte in sie einbrechen dürfen ..." Erst 1967 veranstaltete die Berliner Nationalgalerie eine Ausstellung mit ihren Werken – sie hat es nicht mehr erleben dürfen, daß ihre Bilder auch einmal „von diesen Wänden glänzten", dort wo Lovis Corinth seine großen Triumphe feierte. Charlotte Berend-Corinth starb vor 35 Jahren, am 10. Januar 1967, in New York, wohin sie vor Beginn des Zweiten Weltkriegs geflohen war.

Schon früh hatte sich bei Charlotte Berend, die am 25. Mai 1880 in eine Berliner jüdische Familie geboren wurde, das Talent und die Liebe zum Zeichnen gezeigt. Nur gut, daß der Vater keinerlei Einwände erhob und die Tochter um die Jahrhundertwende das Studium der Malerei aufnehmen konnte – keine Selbstverständlichkeit in jener Zeit. So besuchte sie zunächst die Kunstschule Klosterstraße bei Professor Max Schäfer und ließ sich dann an der Kunstgewerbeschule in der Prinz-Albrecht-Straße ausbilden. 1901 dann trat sie in die neu gegründete „Malschule für Weiber" in der Berliner Klopstockstraße 48 ein. „Der Herr Lehrer" war kein Geringerer als Lovis Corinth.

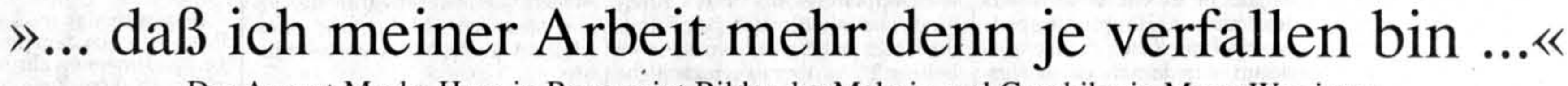
Zwei Jahre später heirateten die beiden. Charlotte sah diese Begegnung später als eine schicksalhafte. „Ich hatte kein leichtes Leben, komplizierter, als es jemand glauben würde, aber es war schön ..." 1904 wurde Sohn Thomas geboren; er starb 1988 in New York. 1909 erblickte Tochter Wilhelmine das Licht der Welt; sie starb im vergangenen Jahr. Mit ihr ging die letzte, die den Namen Corinth trug und die noch so viel über das Leben und Wirken der Eltern zu berichten wußte.

Das Leben der Charlotte Berend ist auch Thema eines neuen Buchs, das jetzt in der Europäischen Verlagsanstalt Rotbuch Verlag, Hamburg, erschienen ist. Ursula El-Akramy hat in **Die Schwestern Berend – Geschichte einer Berliner Familie** (368 Seiten, zahlr. sw Abb., geb. mit farbigem Schutzumschlag, ca. 23 €) das Leben von Alice (Berlin * 30. Juni 1875 – Florenz † 2. April 1938) und Charlotte anschaulich geschildert. Dafür hat sie in Archiven gestöbert und Zeitzeugen befragt. Nicht nur die Schwestern Berend und ihr Schicksal werden beleuchtet, auch über die Menschen ihrer Umgebung – Maler, Schauspieler, Schriftsteller – berichtet die Autorin ausführlich. Entstanden ist ein überaus lebendiges Bild vom kulturellen Leben im Deutschland jener Jahre. Daß über Alice Berend, die seinerzeit eine erfolgreiche und gerngelesene Schriftstellerin war, weniger zu erfahren ist, liegt nicht zuletzt daran, daß ihr Nachlaß und amtliche Unterlagen bei der großen Überschwemmung in Florenz 1966 vermutlich verlorengegangen sind.

Überhaupt stand Alice, glaubt man den Zeitzeugen, im Schatten ihrer hübscheren Schwester Charlotte. Alice war herb und in sich gekehrt, nicht zuletzt auch verbittert über so manche schwesterliche „Missetat". Ihre Romane aber, von denen heute noch (oder wieder) drei im Buchhandel erhältlich sind (Die Bräutigame der Babette Bomberling, Dore Brandt – Ein Berliner Theaterroman, Der Herr Direktor), sprühen meist vor Heiterkeit und Mutterwitz. Die „Berliner Zeitung am Mittag" schrieb: „Der Boden, auf dem sie sich bewegt, ist eng und begrenzt, die Früchte aber, die sie diesem Boden entringt, sind voll und saftig. Was sie schafft, ist Leben, ein Leben, das sich zwar zumeist zwischen den vier Pfählen einer bürgerlichen guten Stube abspielt, das aber an Urwüchsigkeit und Echtheit seinesgleichen sucht."

Der Lebensweg dieser beiden Frauen war bewegt und voller Höhen und Tiefen. Ursula El-Akramy ist mit „Die Schwestern Berend" ein ehrliches Buch gelungen, das nicht nur die heile Welt dieser Familie darstellt. Leidenschaft und Talent hat diese beiden Frauen, die wohl unterschiedlicher nicht sein konnten, am Aufstieg Berlins zur europäischen Kulturmetropole teilhaben lassen. Was bleibt, sind ihre „Bilder, die man sehen – Bücher, die man lesen soll", so die Autorin. Es bleibt aber auch die Erinnerung an zwei Frauen, die – jede auf ihre Weise – ihr Schicksal in die Hand nahmen.

Silke Osman



»... daß ich meiner Arbeit mehr denn je verfallen bin ...«

Das August Macke Haus in Bonn zeigt Bilder der Malerin und Graphikerin Marta Worringer

Sie gehörte zu einer der sieben vergessenen Künstlerinnen, die das August Macke Haus 1993 in einer Ausstellung präsentierte. Neben Trude Brück, Lias Hartlieb-Rilke, Fifi Kreutzer, Marie v. Malachowski, Olga Oppenheimer und Lotte Prechner war auch Marta Worringer mit einigen Arbeiten in dieser Ausstellung über rheinische Expressionistinnen vertreten. Nicht zuletzt diese Ausstellung bewirkte, daß Lucinde Sternberg-Worringer, die Tochter der Künstlerin, nach ihrem Tod 1998 dem August Macke Haus den künstlerischen Nachlaß der Mutter vermachte. Durch eine weitere Schenkung verfügt das Haus nun über den weitaus größten Teil des heute noch vorhandenen Werkes der Künstlerin, das immerhin noch 174 nachweisbare Zeichnungen, Druckgraphik, Öl- und Stickbilder umfaßt. Was lag da näher, als einmal eine Ausstellung dieser Werke zu konzipieren?

Entstanden ist eine Werkschau (zu sehen bis zum 24. Februar in der Bornheimer Straße 96, dienstags bis freitags 14.30 Uhr bis 18 Uhr, am Wochenende 11 bis 17 Uhr), die zeigt, wie vielfältig das Wirken einer Frau war, die stets zwischen Leidenschaft und Pflicht wählen mußte, die einen Kampf führte zwischen den Pflichten einer Ehefrau, Mutter und Hausfrau und den Leidenschaften einer Künstlerin. Marta Worringer hat diesen „Kampf" meisterhaft geführt und eine stattliche Reihe von Werken hinterlassen, die manches Mal an die Arbeiten der Käthe Kollwitz erinnern. „Von besonderer Qualität sind ihre Kohle- und Kreidezeichnungen dann, wenn sie menschliches Leid wie Flucht, Verlust der Heimat oder Tod, also Momente der existentiellen Bedrohung, darstellen. Dabei wahrt sie einerseits die künstlerische Distanz und betont andererseits den überzeitlichen Charakter", schreibt Angelika Schmid, die auch die Ausstellung konzipierte, in dem Katalog (etwa 13 €).

Marta Worringer, 1881 in Köln geboren, war mit dem Kunsthistoriker Wilhelm Worringer (1881–1965) verheiratet, der 1928 eine Professur an der Königsberger Albertina erhielt. In Ostpreußen konnte sie in einem eigenen Atelier arbeiten; dort entstanden Porträts und Landschaften. Durch den Krieg sind allerdings viele dieser Arbeiten zerstört worden. Das von Angelika Schmid erarbeitete und kommentierte Werkverzeichnis im Katalog gibt auch Aufschluß über verschollene Werke.

In Bonn nun sind etwa 65 Arbeiten zu sehen, darunter auch Buchillustrationen und Stickereien auf Seide oder Leinen. Zwei Drittel ihres gesamten Œuvres aber machen die Zeichnungen aus, in Bleistift, Tusche, Kreide, Kohle oder Rötel. Wenige Monate vor ihrem Tod 1965 soll sie ihren Erben gesagt haben, die Zeichnungen nach ihrem Tod zu vernichten. Gehalten hat sich keiner an diesen Wunsch, und so kann man in Bonn sich von dem großen Können einer Frau überzeugen, die mit sicherer Hand das Typische einer Landschaft ebenso festhielt, wie sie das Wesen eines Menschen im Porträt darstellen konnte. Gleich der Kollwitz hat auch Marta Worringer eine große Zahl von Selbstporträts hinterlassen. Mit großen, oft melancholisch blickenden Augen sieht sie den Betrachter an. Wilhelm Worringer soll einmal über seine Ehe gesagt haben: „Da heirateten ein Holzschnitt und ein Aquarell, ich bin das Aquarell." Ernst sind sie meist, die Motive, die Marta Worringer mit dem Zeichenstift oder dem Pinsel festgehalten hat, sie sind dadurch aber nicht minder sehenswert.

os

Marta Worringer: *Auf der großen Wanderstraße (Mischtechnik 1945; August Macke Haus Bonn)*





Marta Worringer: *Porträt Wilhelm Worringer, arbeitend (Kohle, 1948) und Selbstbildnis (Kohle, 1947; beide im Privatbesitz)*

Fernstraßen ab Königsberg (II)

Eine historische Bestandsaufnahme von Gerhard MANNKE

So ungemein fortschrittlich die Autobahn von Königsberg nach Elbing an sich auch war, wußte man doch um die Anforderungen und Möglichkeiten und baute nur zwei Spuren aus. Lediglich die Querbrücken und die Anschlußstellen waren für vier hergestellt. Allerdings wurde durch die in den Süden der Stadt einmündende Straße nicht die Fahrt durch die teilweise recht engen Straßen der Stadt, die für den Fernverkehr sicher kein besonderes Vergnügen war, vermieden. Zwar gab es in der Stadt insgesamt vier straßenmäßig völlig getrennte Pregelübergänge, doch bereitete der Durchgangsverkehr in dieser Hinsicht bereits – wenn auch im Vergleich mit heute geringe – Verkehrsprobleme für den Ortsverkehr, die man schließlich durch die rund sechs Kilometer von der Stadt recht weit ostwärts liegende Palmburger Autobahnbrücke behob.

Dieser einzige Pregelübergang bis Tapiau entstand ab etwa 1936 zwischen Lauth und Adlig Neuendorf, wodurch der Schiffsverkehr während jeweils eines Jahres auf einem der beiden Pregelarme verhindert wurde. Nur wir Ruderer kamen mit Riemenbooten mittels eines Tricks drunter durch, um ins geliebte Arnau zu gelangen. Bald nachdem der südliche Straßendamm in das nicht tragfähige Schwemmland eingesprengt war, konnte die 633 Meter lange Brücke, mit vier Autobahnspuren und Gehwegen bei einer Durchfahrtshöhe für Schiffe von etwa zwölf Metern im Herbst 1938 oder Frühjahr 1939 in Betrieb genommen werden. Zwar fehlte noch das Verbindungsstück zwischen dem Anfang der Autobahn nördlich von Ludwigswalde und der Brücke in Neuendorf. Trotzdem kam dem großartigen Werk, das heute im Zeichen der Umgehungsstraßen nicht besonders zu erwähnen wäre, im wahrsten Sinne wegweisende Bedeutung zu, die man nur recht würdigen kann, wenn man bedenkt, daß etwa Hamburg erst um 1960 eine entsprechende Brücke über die Elbe erhielt. Die Innenstadt wurde so vom Fernverkehr von Süd nach Ost beziehungsweise umgekehrt befreit. Dieser konnte südlich des Pregels auf geräumig ausgebauten Stadtstraßen von der Berliner Straße (Reichsstraße 1) vorbei an Hauptbahnhof und Friedländer Tor – sich dort mit dem durch die Aweider Allee zufließenden Verkehr von der Autobahn verbinden – durch die Schönfließer Allee nach Neuendorf fließen.

In südliche Richtung führte über die Aweider Allee aus der Stadt hinaus die Reichsstraße 126 über Aweiden, Altenberg, Mansfeld nach Mehlsack, Wormditt und Mohrungen sowie die Reichsstraße 128 von der Schönfließer Allee über Schönfließ, Ludwigswalde, Wickboldt und Wittenberg weiter nach Preußisch Eylau, Landsberg, Heilsberg, Bischofsburg, Ortelsburg und Willenberg bis zur Grenze in Richtung Warschau. Die Bauarbeiten dauerten von 1822 bis 1853.

Ebenfalls über die Schönfließer Allee, dann aber durch die Neuendorfer Straße erreichte man die Reichsstraße 131, die 1843 bis zu dem im Jahre 1914 von den Russen weitgehend zerstörten Uderwangen fertiggestellt wurde und ab 1844 über Friedland bis Gerdauen gereicht hat. Weiter führte sie nach Angerburg, Lötzen, Arys.

Die Reichsstraße 131 lernte ich 1995 als gute, kaum befahrene Kies-Chaussee kennen, auf der ab und an Kühe spazierengingen, denen eine Autohupe bestens bekannt war.

Schluß



„Autobahnauffahrt“: *Blick von der Überführung des Weges Lichtenhagen–Mahnsfeld in Richtung Elbing*

Adam Wannags

Der Memelländer starb vor 37 Jahren

Adam Wannags wurde am 14. Juli 1888 als Sohn eines Landwirtes geboren. Nach dem Schulbesuch und einer praktischen Lehrzeit übernahm er die landwirtschaftliche Besitzung in Grumbeln, Kreis Memel. Diesen Hof bewirtschaftete er nach fortschrittlichen Erkenntnissen der Agrarwissenschaft und hatte bald über den Kreis Memel hinaus das Vertrauen seiner Berufskollegen erworben.

In zahlreichen berufsständischen Vereinen und Organisationen arbeitete er aktiv und gestaltend mit. In den Jahren der Abtrennung des Memellandes vom Deutschen Reich strebte Wannags danach, mit Hilfe der Landwirtschaftskammer den Absatz der Erzeugnisse der memelländischen Landwirtschaft und die Existenz der Landwirte selbst im Rahmen des Möglichen zu sichern.

Dieses war kein leichter Weg, sondern eine Gratwanderung zwischen Freiheit und Gefängnis. 1934 löste Wannags den amtierenden Präsidenten der Memeler Landwirtschaftskammer, Rademacher-Winge, ab. Er führte als Präsident dieser Einrichtung in diesen das Memeldeutschtum besonders bedrängenden Zeiten die Berufsvertretung der memelländischen Landwirtschaft unbeirrt von politischem Druck mit Geschick und großem Erfolg. Bei der Wiedereingliederung des Memellandes in das Deutsche Reich im März 1939 konnte er auf ein geordnetes und erfolgreiches Werk zurückblicken.

Nach der Flucht aus Ostpreußen gab er vielen seiner memelländischen Berufskollegen Mut und moralische Stütze, das Leben nunmehr neu zu meistern. Er starb am 16. Januar 1965.

Gerhard Fischer

Der Autor ist der Verfasser der vorletztes Jahr im Rostocker Wage-Verlag erschienenen Sammelbiographie „Ostpreußische Frauen und Männer im Dienste der Landwirtschaft“.

Serie:

Die Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen (VIII)

Konrad von Wallenrode / Von Friedrich BORCHERT

Konrad von Wallenrode (1391–1393) war nach dem Tode seines Vorgängers und Namensvetters Konrad Zöllner von Rotenstein Statthalter, bis er am 12. März 1391 selber zum Hochmeister gewählt wurde. Seit 1382 hatte er als Oberster Marschall und ab 1387 als Großkomtur dem Deutschen Orden gedient. Bereits 1377 leitete er die große Komturei Schlochau in Pommerellen.

Konrad v. Wallenrode entstammte einer fränkischen Adelsfamilie aus der Gegend von Rothenburg, die dem Deutschen Orden und der Kirche einige tatkräftige Mitglieder stellte. Vater Tiberius v. Wallenrode hatte fünf Söhne, von denen zwei, nämlich Konrad und Friedrich, in den Orden eintraten und einer Priester und später Bischof von Lübeck wurde.

Es gelang dem Hochmeister, den langanhaltenden Streit mit dem Erzbischof von Riga zu beenden, indem er seinen Vetter Johann von Wallenrode unter Aufbietung diplomatischer und finanzieller Mittel protegierte und dessen Einsetzung als Erzbischof von Riga und Metropolit bewirkte. Dank seines diplomatischen Geschicks inkorporierte der Papst das Erzstift Riga im Jahre 1394 sogar dem Deutschen Orden.

Andererseits war die politische Lage beim Amtsantritt des neuen Hochmeisters besorgniserregend. Neben dem damals noch herrschenden Zwist mit dem Erzbischof von Riga war auch Litauen keineswegs ein berechenbarer Nachbar, denn Großfürst Witold wechselte wiederholt die Seiten. Die Gegnerschaft mit Polen schwelte fortwährend; es besetzte kurzerhand das vom Herzog von Oppeln an den Orden verpfändete Dobriner Land an der westpreußischen Südgrenze. Aus dem Reich, das dem Geschehen teilnahmslos zusah, war kein Beistand zu erwarten, denn König Wenzel und einige norddeutsche Fürsten paktierten aus egoistischen Gründen sogar mit Polen.

Am Huldigungstag anläßlich der Amtsübernahme wurden Klagen über Gebrechen des Landes vorgebracht, wobei die Opposition unter Führung der Handelsstädte besonders die Wirtschaftspolitik der Großschäffer hinsichtlich des steigenden Eigenhandels des Deutschen Ordens kritisierte.

Der neue Hochmeister war ein untadliger, kraftvoller Mann, der mit fester Hand das Land regierte, ein Regent, wie ihn Preußen in jener gefahrvollen Zeit brauchte, aber viel zu früh verlor. Spätere Geschichtsschreiber stellen ihn wohl wegen seiner gewaltigen, etwas düsteren Gestalt und unter dem Eindruck von mißverstandenen Visionen der frommen Klausnerin Dorothea von Montau († 1394) als bösartigen Tyrannen dar. Sicher hat Wallenrodes Vorbehalt gegen Priester und Mönche, der wohl gelegentlich bis zur Verachtung ging, zu der negativen Beurteilung durch die fromme Mystikerin geführt, die natürlich von ihrem Mentor, dem Domdechanten Johannes Marienwerder, stark beeinflußt worden ist. Ihre Visionen sind aus heutiger Sicht nur unter Berücksichtigung mittelalterlicher Mystifizierungen und fanatisierten Glaubenswillens zu bewerten.



Wappen des Hochmeisters Konrad von Wallenrode

Der negativen Beurteilung durch den dem Deutschen Orden feindlich gegenüberstehenden Dominikanermönch Simon Grunau, der 140 Jahre später lebte, braucht man angesichts seiner häufig fehlerhaften, teils sogar lügnerischen Darstellungen beweisbarer Sachverhalte keine Beachtung zu schenken.

Beide genannten tendenziösen Sichtweisen wurden von chauvinistischen polnischen Schriftstellern, wie beispielsweise Adam Mickiewicz (um 1827), allzugern übernommen.

Dagegen schreiben zeitgenössische Chronisten, wie zum Beispiel Johann von Posilge und Wigand von Marburg, durchaus positiv über den Hochmeister. Bei Posilge liest man unter anderem: „Dieser Meister war von seinen Gebietigern und Herren des Ordens sehr gefürchtet, weil er nicht wollte, daß sie ihren armen Leuten Gewalt antäten. Auch war er sehr gefürchtet von den im Umland sitzenden Herren, den Herzogen oder wer sie waren. Gütig und milde war er gegenüber seinen Rittern und Knechten, sowie den Städten und Ländern.“ (Übersetzt aus der Chronik von Johannes von der Posilge, bischöflich pomesanischer Offizial zu Riesenburg.) Auch der Kreuzfahrer Wigand von Marburg berichtete positiv, als er schrieb: „Einst Marschall, dann Großkomtur, hatte er sich in allem gut gehalten. Während seiner Meisterschaft hatte er Anfeindungen … Er dachte klug vorausschauend, wie er den Polen und Heiden widerstehen könnte, die den Orden mit vielfacher List beunruhigten.“

Stets richtete Konrad v. Wallenrode seine diplomatische Kunst und seine militärische Strategie auf die Abwehr der dem Ordensstaat gegenüberstehenden mächtigen Koalition aus Polen und Litauen. Freilich mußte er dem Land und seinen Bewohnern schwere Opfer auferlegen, um es vor einer Katastrophe zu bewahren. Dank seines großen diplomatischen Geschicks und seiner unermüdlichen Tatkraft gelang es ihm, die immanenten Spannungen in der polnisch-litauischen Union zum Vorteil Preußens zu nutzen.

Mitten in seiner kurzen, aber verdienstvollen Regentschaft wurde der Hochmeister des Deutschen Ordens plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen, das ihm die Besinnung raubte und ihn binnen weniger Tage hinwegraffte. Konrad v. Wallenrode wurde neben seinen Vorgängern in der Hochmeistergruft, der St. Annen-Krypta, auf der Marienburg beigesetzt. ■



zum 103. Geburtstag

Lemke, Bertha, geb. Barsties, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Thadenstraße 120, 22767 Hamburg, am 15. Januar

zum 101. Geburtstag

Schmiz, Anna, geb. Czarnetzki, aus Neidenburg, jetzt Kurfürstenstraße 3, 59821 Arnsberg, am 3. Januar

zum 100. Geburtstag

Jannek, Martha, geb. Feyka, aus Gardienen, Kreis Neidenburg, jetzt Schulstraße 24, 33165 Lichtenau-Holtheim, am 8. Januar

zum 99. Geburtstag

Sadlowski, Auguste, geb. Pelka, aus Schuttschen, Kreis Neidenburg, jetzt Magdalenenlusterweg 6, 18273 Güstrow, am 3. Januar

Sanden, Dr. Gerhard, aus Liebemühl, Bahnhofstraße, jetzt Augustinum, App. 542, Mühlenweg 1, 21521 Aumühle, am 19. Januar

Taschke, Friedrich, aus Magdalenz, Kreis Neidenburg, jetzt Bernhard-Lohmann-Straße 17, 49809 Lingen/Ems, am 12. Januar

zum 98. Geburtstag

Gusek, Lotte, aus Wildenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Neckarweg 11, 33689 Bielefeld, am 17. Januar

zum 97. Geburtstag

Klein, Johann, aus Insterburg und Pötschendorf, Kreis Rastenburg, jetzt Matthias-Jorissen-Haus, An der Bleiche 7, App. 236, 47506 Neukirchen-Vluyn, am 18. Januar

Möck, Auguste, aus Worschienen, Kreis Preußisch Eylau, jetzt Kerschensteiner Straße 17, 23879 Mölln, am 13. Januar

Wagner, Martha, geb. Höll, aus Tapiau, Memellandstraße, Kreis Wehlau, jetzt Weldenstraße 95, 88471 Laupheim, am 11. Januar

zum 96. Geburtstag

Enskat, Fritz, aus Holländerei, Kreis Wehlau, jetzt Trilluper Weg 51, 22397 Hamburg, am 20. Januar

Grunau, Frieda, geb. Abel, aus Lyck, Blücherstraße 19, jetzt Auf der Schanze 5, 33647 Bielefeld, am 19. Januar

Lorenz, Madlon, geb. Alisch, aus Tapiau, Klein Schleuse, Kreis Wehlau, jetzt Timm-Kröger-Straße 34, 25746 Heide, am 19. Januar

Pareigat, Helene, geb. Kaiser, aus Großgarten, Kreis Angerburg, jetzt Reinhold-Frank-Straße 25, 76133 Karlsruhe, am 8. Januar

zum 95. Geburtstag

Bartsch, Christel, geb. Hoffmann, aus Kahlau und Barten, Kreis Mohrungen, am 13. Januar

Lange, Hildegard, geb. Dobrindt, aus Wehlau, Kirchplatz, jetzt Germanenweg 2, 32760 Detmold, am 12. Januar

Olschewski, Gertrud, geb. Podufal, aus Milussen, Kreis Lyck, und Schwiddern, Kreis Treuburg, jetzt Grenzstraße 71, 42697 Solingen, am 15. Januar

Reck, August, aus Milussen, Kreis Lyck, jetzt Fretzstraße 3, 85778 Haimhausen-Ottershausen, am 20. Januar

Symmanek, Marie, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Neuberg 9, 65582 Aull, am 16. Januar

Tonk, Ida, geb. Tadday, aus Wickenau, Kreis Neidenburg, jetzt Lohmühlenstraße 19, 45897 Gelsenkirchen, am 5. Januar

zum 94. Geburtstag

Baczko, Alfred, aus Baringen, Kreis Ebenrode, jetzt Germeringer Straße 3 a, 82131 Gauting, am 15. Januar

zum 93. Geburtstag

Lehwald, Emma, aus Neuhof, Kreis Neidenburg, jetzt Möderitzer Weg 4, 19374 Alt Damerow, am 15. Januar

Lorenz, Charlotte, geb. Kownatzki, aus Schwalgenort, Kreis Treuburg, jetzt Rotdornweg 6, 24787 Fockbek, am 9. Januar

Reinhardt, Marta, geb. Maximowitsch, aus Neu-Trakehnen, Kreis Ebenrode, jetzt Primelweg 6, 49828 Neuhaus, am 20. Januar

Schroetter, Ursula, geb. v. Gusovius, aus Wehlau-Augken, Kreis Wehlau, jetzt Salzburger Straße 10, 83471 Berchtesgaden, am 15. Januar

Witlandt, Horst, aus Mehlkehmen, Kreis Stallupönen, und Klimmen, Kreis Ebenrode, jetzt Heinrichstraße 21, 49080 Osnabrück, am 15. Januar

Zablewski, Ottilie, geb. Genullis, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Wilhelm-Busch-Weg 2, Senioren-Wohnanlage, 27442 Gnarrenburg, am 11. Januar

zum 92. Geburtstag

Braun, Gertrud, geb. Kubutat, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Ernst-Moritz-Arndt-Straße 29, 21629 Neu Wulmstorf, am 17. Januar

Doelle, Wilhelmine, geb. Brilla, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Im Siegeloh 31, 58675 Hemer, am 16. Januar

Eisenblätter, Elise, geb. Neumann, aus Wehlau, Feldstraße, jetzt Hammerstein 28, 59457 Werl, am 4. Januar

Gazioch, Martha, geb. Sewcz, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Friedhof 13, 49453 Rheden, am 16. Januar

Gronert, Eduard, aus Grünfließ, Kreis Neidenburg, jetzt Am Kleinfeld 7, 66957 Hilst, am 1. Januar

Humke, Elfriede, geb. Priedigkeit, aus Gerdauen, Bergstraße 2, jetzt Bahnhofstraße 56, 32469 Petershagen, am 19. Januar

Konrad, Otto (Schneidermeister), Altenzentrum Dornstadt, 89077 Ulm, am 26. Dezember

Müller, Georg, aus Treuburg Markt 63/64, Kreis Treuburg, jetzt Gartenstraße 11, 23795 Bad Segeberg, am 17. Januar

zum 91. Geburtstag

Budweg, Willy, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Franz-Rotter-Allee 30, Martin-Luther-Haus, 27474 Cuxhaven, am 17. Januar

Ebert, Elisabeth, geb. Gollkowsky, aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Lion-Feuchtwanger-Straße 33, 18435 Stralsund, am 10. Januar

Lemmel, Gertrud, geb. Schwabe, aus Bruchhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Uelzener Straße 73 b, 21335 Lüneburg, am 16. Januar

Mack, Anna, geb. Papajewski, aus Fröhlichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Friedenstraße 32, 25335 Elmshorn, am 16. Januar

Szameic, Erna, aus Memel, jetzt Plumpstraße 6, 23701 Eutin, am 8. Januar

Steiner, Eva, geb. Nießen, aus Neidenburg, jetzt Wehler Weg 31, 31785 Hameln, am 13. Januar

zum 90. Geburtstag

Dzierska, Artur, aus Neidenburg-Althöfen, jetzt Kriegen Kamp 4, 49536 Lienen, am 13. Januar

Gronau, Elfriede, geb. Vogel, aus Großudertal, Kreis Wehlau, jetzt Manteuffelstraße 15, 12203 Berlin, am 6. Januar

Gruebner, Willy, aus Arys, Kreis Johannisburg, am 13. Januar

Herrmann, Wilhelm, aus Albrechtsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Feldstraße 18, 32108 Bad Salzuflen, am 12. Januar

Holzenleiter, Edith, geb. Römpke, aus Rotbach, Kreis Lyck, jetzt Königstraße 19, 13589 Berlin, am 14. Januar

Komm, Marta, geb. Kailuweit, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Kellerrehm 10, 24253 Probsteierhagen, am 19. Januar

Magdowski, Käthe, geb. Talarek, aus Skurpien, Kreis Neidenburg, jetzt Kattenturmer Heerstraße 101, 28277 Bremen, am 13. Januar

Mühle, Gertrud, geb. Freder, aus Pronitten, Kreis Labiau, jetzt Rembertistift 5, 28203 Bremen, am 18. Januar

Patz, Emilie, geb. Galonska, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Ahnbeckerstraße 19, 27777 Ganderkesee, am 10. Januar

Plaumann, Käthe, aus Tapiau, Bergstraße, Kreis Wehlau, jetzt Binnerstraße 8, 44319 Dortmund, am 10. Januar

Poehl, Kurt, aus Ortelsburg, jetzt Schwettenhelmweg 68, 60529 Frankfurt, am 15. Januar

Raulin, Paul, aus Wiesenfelde, Kreis Treuburg, jetzt Uhlandstraße 31, 72805 Lichtenstein, am 18. Januar

Schüler, Hedwig, geb. Cziesla, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Im Wüngerchen 18, 50259 Pulheim, am 19. Januar

Schwark, Elisabeth, geb. Karpinski, aus Schönhöhe, Kreis Ortelsburg, jetzt Rheiner Landstraße 145 g, 49078 Osnabrück, am 14. Januar

Tuchlinski, Dr. Kurt, aus Dippelsee, Kreis Lyck, Gut Grünthal, jetzt Am Kupferhammer 10, 95615 Marktredwitz, am 18. Januar

Waltersdorf, Elsa, geb. Gehrke, aus Königsberg, Tuchmacherstraße, jetzt Herminenstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, am 15. Januar

zum 85. Geburtstag

Baginski, Paul, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt Sütttorfer Weg 20, 21398 Neetze, am 4. Januar

Dzingel, Elfriede, geb. Karaschewski, aus Seedranken, Kreis Treuburg, jetzt Gerhart-Hauptmann-Straße 1, 15345 Kagel, am 20. Januar

Friederitz, Gerda, geb. Grade, aus Sekkenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Radauanger 1, 38667 Bad Harzburg, am 19. Januar

Graw, Frieda, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Straße des Friedens 12, 15848 Görsdorf, am 16. Januar

Grzesch, Alfred, aus Lindenberg, Kreis Osterode, jetzt Amtsstraße 5, 25436 Moorrege, am 18. Januar

Herith, Willy, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Ruhrstraße 135, 44869 Bochum, am 20. Januar

Janowski, Antonie, geb. Wierutsch, aus Masuren, Kreis Treuburg, jetzt Reuterkoppel 17, 24223 Raisdorf, am 2. Januar

Just, Anna, geb. Zernechel, aus Burgsdorf, Kreis Labiau, jetzt Albert-Schweitzer-Straße 12, 52351 Düren, am 11. Januar

Kasparek, Ottilie Eva, geb. Kosik, verw. Ukat, aus Rettkau, Kreis Neidenburg, jetzt Graudenzer Weg 3, 22049 Hamburg, am 4. Januar

Klimaschewski, Hildegard, geb. Woydak, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Oststeinbeker Weg 122, 22117 Hamburg, am 17. Januar

Kohn, Gerhard, aus Uderhöhe, Kreis Wehlau, jetzt Am Bultfeld 8, 30966 Hemmingen, am 17. Januar

Konopka, Gustav, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Wichernstraße 11, 63452 Hanau, am 17. Januar

Kuballa, Frieda, geb. Gollub, aus Kiöwen, Kreis Treuburg, jetzt Uelzener Straße 52, 29410 Salzwedel, am 20. Januar

Lerche, Charlotte, geb. Althoff, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Benniger Straße 4, 32547 Bad Oynhausen, am 19. Januar

Lolies, Max, aus Moschnen, Kreis Treuburg, jetzt In den Bleichwiesen 11, 65779 Kelkheim, am 15. Januar

Marquardt, Herta, geb. Mertins, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Jauerstraße 6, 33790 Halle/Westf., am 19. Januar

Mauerhoff, Manfred, aus Siedlung Treuburg, Kreis Treuburg, jetzt Augsburger Straße 65, 86381 Krumbach, am 13. Januar

Muttschke, Wilhelm, aus Neidenburg, jetzt Bochumer Straße 1 a, 10555 Berlin, am 15. Januar

Nikoleyczik, Gertrud, geb. Kaleyka, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, jetzt Hagebuttenweg 19–21, 23566 Lübeck, am 19. Januar

Patorra, Martha, geb. Ludorf, aus Gellen, Kreis Ortelsburg, jetzt Salzhorstweg 31, 17454 Zinnowitz, am 13. Januar

Pilath, Eva, geb. Metzig, aus Ortelsburg, jetzt Dörnbergstraße 28, 40599 Düsseldorf, am 18. Januar

Piwek, Martha, geb. Jeroch, aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Wies Krokocie, 19-325 Straduny/Polen, am 15. Januar

Reuber, Elfriede, geb. Gerdes, aus Gartenau, Kreis Neidenburg, jetzt Widdert 16, 42657 Solingen, am 14. Januar *Fortsetzung auf Seite 15*

Hörfunk und Fernsehen

Sonnabend, 12. Januar, 19.05 Uhr, WDR 5: „Deutsch lernen für die Zukunft". In Rumänien nimmt das Interesse an der Sprache zu. Von Franz Heinz.

Sonnabend, 12. Januar, 21.45 Uhr, WDR: Auf Schatzsuche in Österreich.

Sonntag, 13. Januar, 22.45 Uhr, ZDF: History extra: „Das Geheimnis von U-166" (Ein U-Boot-Wrack im Golf von Mexiko).

Montag, 14. Januar, 23 Uhr, 3sat: Beutekunst (1): „Götter, Räuber, Diplomaten – Die Geschichte der Beutekunst". Eine Dokumentation in vier Teilen.

Dienstag, 15. Januar, 20.15 Uhr, ZDF: Der Jahrhundert-Krieg: „Atlantik-Schlacht – Tödliche Falle" – der mörderische U-Boot-Krieg. Dokumentations-Reihe.

Dienstag, 15. Januar, 0.10 Uhr, 3sat: Beutekunst (2): „Der geraubte Himmel – Kirchenfenster als Kriegsbeute".

Mittwoch, 16. Januar, 23.55 Uhr, 3sat: Beutekunst (3): „Wem gehört Beethovens Achte? – Ein deutsch-polnisches Ärgernis".

Donnerstag, 17. Januar, 23 Uhr, 3sat: Beutekunst (4). „Das Bernsteinzimmer und die Jäger des verlorenen Schatzes" (Letzter Teil).

Sonnabend, 19. Januar, 19.05 Uhr, WDR 5: „Man hat's ruhig hier". Das Nathan-Werk: Von Branitz nach Eschershausen. Von Erika Kip.

Landsmannschaftliche Arbeit

Landesgruppe Berlin



Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

So., **Memel**, 15 Uhr, Bürgertreff im S-Bahnhof Lichterfelde-West, Hans-Sachs-Straße 4 a, 12205 Berlin.

Landesgruppe Hamburg



Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93

BEZIRKSGRUPPEN

Farmsen/Walddörfer – Dienstag, 8. Januar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Vereinslokal des „Condor e. V.", Berner Heerweg 188, 22159 Hamburg. Es kommt Dr. Husen von der Kulturabteilung der LO.

Harburg/Wilhelmsburg – Montag, 28. Januar, 16 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Meckelfeld, Höpenstraße 88, mit dem Bus 443 bis Waldquelle. Es wird Fasching gefeiert.

HEIMATKREISGRUPPEN

Gumbinnen – Sonnabend, 26. Januar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Vor dem Holstentor 2, 22355 Hamburg, zu erreichen mit der U 2, Bahnstation Messehallen. Helga Bergner, Kulturreferentin der Landesgruppe wird über „Essen und Trinken bei uns zu Haus" sprechen und auch die Anwesenden ins Gespräch einbeziehen. Gäste sind herzlich willkommen. Organisation und Auskunft bei Fritz Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60.

Heiligenbeil – Die Gruppe Heiligenbeil bietet allen Landsleuten, auch aus anderen Kreisgruppen, die Möglichkeit zur Reise zum Deutschlandtreffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 22. und 23. Juni 2002. Beginn der Reise am 21. Juni, 7 Uhr, Hamburg ZOB. Reisepreis 134 Euro im Doppelzimmer, Einzelzimmerzuschlag 40 Euro, bei einer Teilnehmerzahl von 40 Personen. Bei einer Mindestteilnehmerzahl von 30 Personen fielen 151 Euro an. Im Preis enthalten: Busfahrt, Halbpension, zwei Übernachtungen, Stadtrundfahrt in Leipzig mit Führung und Mittagessen am ersten Tag. Eintritt in Leipzig rund 9 Euro. Abreise am 23. Juni gegen 16 Uhr. Anmeldungen bis spätestens 15. Januar 2002 bei Lm. Konrad Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.

FRAUENGRUPPE

Wandsbek – Dienstag, 5. Februar, 15 Uhr, Treffen im Gesellschaftshaus Lackemann, Hinterm Stern 14. Bitte gute Laune und Kappen für kleine Karnevalsfeier mitbringen.

Landesgruppe Baden-Württemberg



Vors.: Günter Zdunnek, Postfach 12 58, 71667 Marbach. Geschäftsstelle: Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart

Freiburg i. Br. – Sonnabend, 12. Januar, 15 Uhr, Neujahrsempfang im Kurhaus von Bad Krozingen. Wolfgang Fiolka referiert über das Thema „Minderheiten – Politiker und Vertriebene an einen Tisch – Bekundung der Zusammengehörigkeit".

Landesgruppe Bayern



Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (0 89) 3 15 25 13, Fax (0 89) 3 15 30 09. Landesgeschäftsstelle: Ferdinand-Schulz-Allee/Am Tower 3, 85764 Oberschleißheim

Ansbach – Sonnabend, 26. Januar, 17 Uhr, Treffen der Gruppe in der Altdeutschen Bierstube zum Grützwurstessen.

Bamberg – Auf der letzten Versammlung zeichnete die erste Vorsitzende, Edita Jackmeier, verdiente Mitarbeiter: Ruth Leskien, Lydia Ramer, Maria Ottke (in Abwesenheit), Udo Bogdan und Erwin Ramer in Anerkennung des unermüdlichen Einsatzes für die Heimat mit dem Verdienstabzeichen aus. Die Vorsitzende hob hervor, wie wichtig und unentbehrlich die Arbeit in der Gruppe ist. Bedingt dadurch, daß sich die Struktur der Mitglieder sehr verändert hat, ist oft soziale Betreuung nötig, da die Mitglieder mitunter die einzigen Ansprechpartner sind. Soweit es die Möglichkeiten erlauben, kümmert man sich um alte und kranke Landsleute.

Erlangen – Donnerstag, 17. Januar, 18 Uhr, Heimatabend im Jugendzentrum Frankenhof, Raum 20. Motto des Abends: „Wir erzählen von zu Hause".

München Nord/Süd – Sonnabend, 19. Januar, 14.30 Uhr, Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Vorführung des Videofilms „Ostpreußenreise 1937", Teil I, und gemeinsame Kaffeetafel.

Landesgruppe Bremen



Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 06 68, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Tel. (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Freitag, 18. Januar, 20 Uhr, „Ostpreußisch Platt", Haus Lohmann, Bremer Straße, Stuhr-Brinkum. Erinnerungen an Ostpreußen auf Platt und in Mundart, dargeboten durch den Arbeitskreis Ostpreußisch Platt unter der Leitung von Leonie Schröder. Die Geschäftsstelle der Gruppe ist in der Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18.

Heimatkreis Elbing – Sonntag, 27. Januar, 11.20 Uhr, Treffen zur Kohl-und-Pinkel-Wanderung. Die Wanderung geht los um 11.20 Uhr, ab Bus-Endhaltestelle. Im Gasthaus Spadener See wird gegen 12.30 Uhr gegessen.

Landesgruppe Niedersachsen



Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Irmgard Börnecke, Mühlenstraße 22a, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 60 92 68. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Kreuzgarten 4, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Waltraud Ringe, Maienstraße 10, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 57 70 69. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49524 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Wilhelm Czypull, Wintershall-Allee 7, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 28 71.

Bad Bevensen – Die Gruppe feiert im Mai 2002 ihr 50jähriges Jubiläum. Auf dem Programm steht unter anderem: Mittwoch, 22. Mai, ganztägig, Ausstellung „Streifzug durch die Geschichte Ost- und Westpreußens" im Kurhaus, Wandelgang. Freitag, 24. Mai, 19.30 Uhr, Ostpreußischer Heimatabend im Kurhaus, Saal 1. Arno Surminski liest aus seinen Werken. Für die musikalische Begleitung sorgt die „Liedertafel Germania e.V.". Sonnabend, 25. Mai, 15 Uhr, Festakt „50 Jahre Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen/Gruppe Bad Bevensen". Festredner ist Wilhelm v. Gottberg, Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen. Am selben Tag, 19 Uhr, findet im Kurhaus, Saal 1, ein großes Konzert des „Polizeichores Hannover e.V." und des Blasorchesters „Original Calenberger" unter Mitwirkung des „Tanzkreises Wunstorf" statt. Nähere Informationen unter Telefon (0 58 21) 4 38 52.

Osnabrück – Sonnabend, 26. Januar, 11 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Grützwurstessen in der Stadthalle, Räume Osnabrück Land I und II. Anmeldung bei Xenia Sensfuß, Telefon 43 07 51, oder Gertrud Franke, Telefon 6 74 79.

Landesgruppe Nordrhein-Westfalen



Vors.: Dr. Dr. Ehrenfried Mathiak. Geschäftsstelle: Nekkarstr. 23, 40219 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 24. Januar, 15 Uhr, Heimat- und Literaturkreis in der Wilhelmstraße 13, 6. Etage. Leitung hat Waltraud Liedtke.

Dortmund – Montag, 21. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule, Ecke Märkische Straße.

Landesgruppe Sachsen



Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftsstelle: Christine Altermann, Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr.

Chemnitz – Sonnabend, 26. Januar, 14 Uhr, Heimatnachmittag in der Begegnungsstätte der Volkssolidarität, Clausenstraße 27. Er steht unter dem Motto „Simon Dach und die Kürbishütte". Simon Dach, dessen Name der Chemnitzer Kulturkreis trägt, wurde in Memel geboren und war führend im Königsberger Dichterkreis „Kürbishütte". Zu seinen bekanntesten Schöpfungen zählt das Lied „Ännchen von Tharau". Kostenbeitrag für die Kaffeetafel 3 Euro.

Landesgruppe Sachsen-Anhalt



Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 14. Januar, 14 Uhr, Diavortrag über Ostpreußen im Winter, Treffpunkt ist der „Krötenhof". – Montag, 21. Januar, 14.15 Uhr, Treffen der Singegruppe in der Begegnungsstätte Windmühl, Lenstraße. – Mittwoch, 23. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Saarstraße 52.

Magdeburg – Freitag, 25. Januar, 16 Uhr, Singeproben im TUS Neustadt.

Landesgruppe Schleswig-Holstein



Vors.: Günter Petersdorf. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Schönwalde a. B. – Sonnabend, 26. Januar, 15 Uhr, Arbeitstagung von Vorstand und Mitgliedern im Café Ehlers, Kasseedorf. Beschlossen wird unter anderem das Jahresprogramm der Gruppe.

Erinnerungsfoto 1274



Fließdorf bei Lyck 1941 bis 1942 – *Unser Leser Helmut Ebert schickte uns dieses Foto. Auf dem Bild sind Ursula und Liselotte Ebert (von rechts) zu sehen, die dort ihren Dienst versahen. Wer erkennt sich wieder oder kann Auskunft geben? Zuschriften unter dem Kennwort „Erinnerungsfoto 1274" an die Redaktion* Das Ostpreußenblatt, *Parkallee 84/86, 20144 Hamburg.*

Wir gratulieren...

Fortsetzung von Seite 14

Roßbach, Erna, geb. Schneidereit, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt Eckenheimer Landstraße 280, 60435 Frankfurt, am 18. Januar

Rummey, Frieda, geb. Holz, aus Adlersdorf, Kreis Lötzen, jetzt Landgerichtsgasse 2, 97337 Dettelbach, am 18. Januar

Schwidder, Elisabeth, geb. Reuß, aus Treuburg, jetzt Mühlenweg 3, 18236 Kröpelin, am 4. Januar

Weißfuß, Herbert, aus Freudenfeld/Krugdorf, Kreis Wehlau, jetzt Birkenweg 22, 30952 Ronnenberg, am 10. Januar

Winkler, Christel, geb. Witulski, aus Königsberg, Albrechtstraße 5, jetzt Burnitzstraße 47, 60596 Frankfurt, am 20. Januar

zum 80. Geburtstag

Auga, Paul, aus Bergenau, Kreis Treuburg, jetzt Unterer Eikehagen 25, 42555 Velbert, am 15 Januar

Baginski, Kurt, aus Treuburg, Markt 39/40, jetzt Friedrich-Ebert-Straße 36, 25421 Pinneberg, am 12. Januar

Beitmann, Helene, geb. Konietzko, aus Thomken, Kreis Lyck, jetzt Rote Erde 20, 32361 Preußisch Oldendorf, am 20. Januar

Bembennek, Thea, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Königstraße 9, 23769 Westfehmarn, am 15. Januar

Bratka, Karl-Heinz, aus Dothen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Oststraße 18, 49733 Haren/Ems, am 20. Januar

Breuksch, Hildegard, geb. Kluge, aus Weißensee und Groß Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Sonnenwinkel 12, 41749 Viersen, am 6. Januar

Dohmann, Ernst, aus Radomin, Kreis Neidenburg, jetzt Valleyview T0H 3N0/Alb. (Canada), am 9. Januar

Dohmann, Kurt, aus Radomin, Kreis Neidenburg, jetzt Enztalstraße 13, 75305 Neuenbürg-Waldrennach, am 9. Januar

Eggert, Anna, geb. Galla, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Amtzellerstraße 15, 88289 Waldburg, am 9. Januar

Eicken, Erna, geb. Loyall, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Wasserhorst 12 c, 28719 Bremen, am 1. Januar

Förster, Hildegard, geb. Pede, aus Allenburg, Mozartstraße, Kreis Wehlau, jetzt Im Schammat 19, 54294 Trier, am 14. Januar

Former, Ilse, geb. Redmer, aus Wehlau, Memeler Straße, jetzt Am Rabenborn 11, 35683 Dillenburg, am 10. Januar

Gerhardt, Ernst, aus Nußdorf, Kreis Treuburg, jetzt Schwalbenstraße 18, 47877 Willich, am 7. Januar

Gerhardt, Lieselotte, geb. Hübner, aus Treuburg, Bergstraße 14, jetzt Matthiashofstraße 37, 52064 Aachen, am 20. Januar

Giese, Kurt, aus Treuburg, jetzt Mörikestraße 23 a, 26386 Wilhelmshaven, am 15. Januar

Gronau, Erich, aus Klein Heinrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt An der Menage 11, 66280 Sulzbach/Saar, am 16. Januar

Grubert, Walter, aus Groß Wingsnupönen, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Husarenstraße 34, 30163 Hannover, am 16. Januar

Hagenbach, Hedwig, geb. Schmidt, aus Klein Engelau, Kreis Wehlau, jetzt Rotwandstraße 12, 85560 Ebersberg, am 15. Januar

Hartmann, Elisabeth, geb. Wißemborski, aus Rhein, jetzt Brucknerstraße 18, 47226 Rheinhausen, am 16. Januar

Helbing, Gertrud, geb. Niedziolka, aus Fronicken, Kreis Treuburg, jetzt Hauptstraße 2, 99994 Hohenbergen, am 15. Januar

Hertgen, Christa, geb. Prang, aus Mohrungen, am 2. Januar

Hornauer, Christel, geb. Krimmer, aus Ortelsburg, jetzt Friedrich-Harkort-Straße 28, 59302 Oelde, am 18. Januar

Kaiser, Hildegard, geb. Zimmermann, aus Eydtkau, jetzt Bismarckstraße 27, 10625 Berlin, am 18. Januar

Kossmann, Walter, aus Pilgramsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Ribbertstraße 13, 58091 Hagen, am 8. Januar

Kowalzik, Edelgard, geb. Rölke, aus Treuburg, jetzt Apotheker-Haas-Weg 6, 64739 Höchst/Odenwald, am 5. Januar

Krug, Eleonore, geb. Sander, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Goerdelerstraße 46, 48268 Greven, am 16. Januar

Kullik, Karl, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Oskar-Wolf-Straße 12, 29664 Walsrode, am 15. Januar

Lazareck, Walter, aus Ramecksfelde, Kreis Lyck, jetzt Memelstraße 12, 46238 Bottrop, am 19. Januar

Lewitzki, Eva, geb. Biothen, Adlig Popelken, Kreis Wehlau, jetzt Rheinstraße 5, 79713 Bad Säckingen, am 3. Januar

Liedtke, Edith, geb. Woywodt, aus Thomaten, Kreis Elchniederung, jetzt Goerdelerstraße 7, 72336 Balingen, am 19. Januar

Markowski, Edith, geb. Zech, aus Friedensdorf, Kreis Treuburg, jetzt Schloßstraße 18, 55234 Framersheim, am 7. Januar

Maroske, Marie, geb. Wagner, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Sportplatz 5, 25541 Brunsbüttel, am 17. Januar

Matheuszik, Horst, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Opferstraße 21, 38176 Wendeburg, am 16. Januar

Meissner, Hermann, aus Pfaffendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hölterhofer Straße 12, 42477 Radevormwald, am 9. Januar

Metzner, Gertrud, geb. Hein, aus Treuburg, Wilhelm-Gustloff-Straße 4, jetzt Von-Eichendorff-Straße 10, 59606 Anröchte, am 11. Januar

Mosolf, Anna, geb. Schuckel, aus Schönrohr, Kreis Elchniederung, jetzt Dortmunder Straße 1, 38108 Braunschweig, am 15. Januar

Müller, Käte, geb. Arndt, aus Bürgersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Wolburgstraße 37 a, 23669 Timmendorfer Strand, am 15. Januar

Neumann, Elfriede, geb. Brede, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Oberelsunger Straße 6, 34289 Zierenberg, am 13. Januar

Ossa, Willi, aus Orlau, Kreis Neidenburg, jetzt Schulstraße 5 a, 31137 Hildesheim, am 4. Januar

Poerschke, Heinz, aus Willenheim, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 6, 39343 Klein Bartensleben, am 19. Januar

Rüdenburg, Siegfried, aus Bartzdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Standweg 7, 24361 Klein Wittensee, am 3. Januar

Ruhstein, Elli, geb. Wippich, aus Saberau, Kreis Neidenburg, jetzt Schwimmbadstraße 5, 37520 Osterode/Harz, am 16. Januar

Ruschinzik, Eva, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Landsberger Straße 98, 53119 Bonn, am 19. Januar

Scheiwiller, Erna, geb. Kunz, aus Domnau, Kreis Bartenstein, jetzt Hohlstraße 543, CH-8048 Zürich, am 9. Januar

Schneegaß, Gisela, geb. Mateoschat, aus Neidenburg, jetzt Resselweg 4, 24943 Flensburg, am 1. Januar

Scholz, Hedwig, aus Wargienen, Kreis Wehlau, jetzt Obere Kaplaneigasse 6, 98617 Meiningen, am 15. Januar

Schwalm, Erich, aus Waiselhöhe, Kreis Neidenburg, jetzt Mausegeatt 47, 45663 Recklinghausen, am 10. Januar

Stach, Anna, geb. Brosch, aus Omulefofen/Schuttschenofen, Kreis Neidenburg, jetzt Auf dem Bolde 16, 31840 Hessisch Oldendorf, am 1. Januar

Stankewitz, Ernst, aus Klein Lasken, Kreis Lyck, jetzt Sachsenhausen 3, 64750 Lützelbach, am 15. Januar

Steinert, Else, geb. Brosowski, aus Treuburg, Bergstraße 9, jetzt Lüchower Weg 8, 29597 Stoetze/Hohenzethen, am 15. Januar

Stralla, Reinhold, aus Lyck, General-Busse-Straße 32, jetzt Reiherstieg 258, 21244 Buchholz, am 15. Januar

Teichmann, Elisabeth, geb. Tiefensee, aus Tapiau, Königsberger Straße, Kreis Wehlau, jetzt Gundermannstraße 18, 22119 Hamburg, am 12. Januar

Thienert, Günther, aus Goldbach und Groß Köwe, Kreis Wehlau, jetzt Projensdorfer Straße 100 i, 24106 Kiel, am 8. Januar

Warsteit, Arno, aus Elchwerder, Kreis Labiau, jetzt Lindenstraße 35 b, 23558 Lübeck, am 5. Januar

Wedler, Eva, geb. Putzki, aus Wehlau, Marktplatz, jetzt Barbyer Tor 1, 39218 Schönebeck, am 5. Januar

Wicher, Hedwig, geb. Petrikat, aus Tilsen, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Kleinbrettheim 29, 74585 Rott am See, am 8. Januar

Witt, Frieda, geb. Quednau, aus Lyck, Yorckstraße 1, jetzt Kneippweg 12, 25746 Heide, am 14. Januar

Witter, Erna, geb. Margenfeld, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Elsenbergstraße 40, 74172 Neckarsulm, am 14. Januar

Zibrowius, Kurt, aus Skollwitten, Kreis Mohrungen, jetzt Joseph-Haydn-Straße 9, 59075 Hamm, am 8. Januar

Fortsetzung auf Seite 20

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben

Allenstein-Stadt



Kreisvertreter: Gottfried Hufenbach, Telefon (0 22 25) 70 04 18, Danziger Straße 12, 53340 Meckenheim. Geschäftsstelle: Stadtkreisgemeinschaft Allenstein, Telefon (02 09) 2 91 31, Dreikronenhaus, Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen

Die Sommerreise nach Allenstein ist nunmehr für die Zeit vom 25. Juli bis 1. August 2002 festgelegt. Sie wird von dem Busunternehmen Plewka in Herten durchgeführt. Zwischenstation und Übernachtung gibt es auf der Hin- und Rückreise in der Nähe von Posen. In Allenstein selbst konnte trotz der Sommerferienzeit das Hotel Kopernikus in der Warschauer Straße gebucht werden. Zwei Tage sind für den Aufenthalt in Allenstein vorgesehen (Sonnabend und Sonntag), an denen auch das Sommerfest der Landsmannschaft Ostpreußen besucht werden kann. Die weiteren zwei Tage geben Gelegenheit zu interessanten Ausflugsfahrten. Am Montag geht es nach Rudzanny/Nida und mit dem Schiff über den Niedersee, Beldahn- und Spirdingsee nach Nikolaiken und von dort auf der Busrückfahrt auch nach Heiligelinde. Für Dienstag ist der Besuch der Marienburg sowie eine Schiffsfahrt auf dem Oberländischen Kanal über die geneigten Ebenen und auf der Rückfahrt ein Abendessen in Dietrichswalde vorgesehen. Wer keine oder nicht beide Ausflugsfahrten mitmachen möchte, kann natürlich den Tag zu privaten Unternehmungen in Allenstein nutzen. Die Kosten der ganzen Reise einschließlich Unterkunft, Halbpension und Ausflugsfahrten betragen 539 € (1054 DM). Damit die Reiseroute und die Zustiegsorte genau festgelegt werden können, wird um Anmeldung bei der Geschäftsstelle oder direkt bei der Firma Plewka, Schützenstraße 91, 45699 Herten, bis 31. Januar gebeten.

Angerapp (Darkehmen)



Kreisvertreter: Fritz Pauluhn, Osterbruchweg 3, 30966 Hemmingen, Telefon und Fax (0 51 01) 29 34

www.angerapp.de – Wir sind im Netz! Langsam, aber sicher tasten wir uns ins Internet vor. Unter der obigen Internet-Adresse können Sie schon einige interessante Informationen abfragen. Versuchen sie es mal; und sagen Sie mir, wie Sie es finden und was wir verbessern können.

Bildband Angerapp – Es stehen noch einige Exemplare der Neuauflage des 1980 herausgegebenen Bildbandes „Stadt und Kreis Angerapp" zur Verfügung. Ein gutes Geschenk, auch für unsere Nachfolgegeneration. Bestellen Sie den Band durch Überweisung von 12,50 € aus das Konto Kreisgemeinschaft Angerapp, Konto-Nummer 900 57-110, BLZ 230 516 10, bei der Kreissparkasse Ahrensburg unter dem Stichwort „Angerapper Bildband". Vergessen Sie bitte nicht Namen und Anschrift anzugeben.

Eschinger Treffen in Bad Pyrmont – Zum neunten Mal trafen sich die Landsleute aus Eschingen (Eszerningken) im Jahr 2001 in Bad Pyrmont. Leider mußten viele angemeldete Teilnehmer aus Eschingen und anderen Dörfern des Kirchspiels Wilhelmsberg krankheitshalber absagen. Höhepunkt des diesjährigen Treffens war am Sonnabend nachmittag der Besuch der Ausstellung „Königin Luise von Preußen" im Schloß von Bad Pyrmont. Die liebenswerte Königin wurde vor allem in Ostpreußen sehr verehrt, wo die königliche Familie vor Napoleon Zuflucht gesucht hatte. Unvergessen ist das mutige Auftreten der Königin vor Napoleon in Tilsit (1807), von dem sie eine schonende Behandlung Preußens bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen erhoffte. In Bad Pyrmont tragen viele Einrichtungen ihren Namen, und in der Wandelhalle erinnert eine Marmorskulptur von Emil Hundrieser an ihre Badeaufenthalte in den Jahren 1777, 1797 und 1806. Es verwundert deshalb nicht, daß eine Reihe von Ausstellungstücken von Sammlern aus Bad Pyrmont und der Umgebung zur Verfügung gestellt wurde. Andere Exponate stammen unter anderem aus den Museen Berlins und aus Schlössern Brandenburgs und Mecklenburgs, vom Schloß Hohenzollern, sogar aus Schloß Doom, aber auch oft aus Privatbesitz. Sie zeigen ihren Lebensweg von der Geburt als Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz bis zu ihrem frühen Tod auf Schloß Hohenzieritz am 19. Juli 1810.

Der harte Kern der 18 Eschinger feierte abends das Wiedersehen harmonisch, aber wieder sehr temperamentvoll im Kantsaal des Ostheims. Hier war es eine Abschiedsvorstellung, denn beim nächsten Mal werden sie im neuen Saal des inzwischen fertiggestellten, gut zum alten Haus passenden Anbaus feiern. Das Treffen ist vom 10. bis 12. September vorgesehen.

Gerdauen



Kreisvertreter: Dirk Bannick, Telefon (0171) 5 27 27 14. Geschäftsstelle: Karin Leon, Am Stadtgraben 33, 31515 Wunstorf, Telefon und Fax 0 50 31/25 89

Gesundes neues Jahr – Die Vorstands- und Kreistagsmitglieder der Heimatkreisgemeinschaft wünschen allen Landsleuten und Freunden ein gesundes neues Jahr 2002 und freuen sich auf ein Wiedersehen beim Hauptkreistreffen am 22. und 23. Juni in Leipzig, das diesmal zusammen mit dem großen Deutschlandtreffen der Ostpreußen veranstaltet wird.

Termine 2002 – 8. bis 11. April, Treffen der Stadt-Gerdauener in Bad Pyrmont, Ostheim (Verantwortlich: Jörg Beißel, Eckendorfer Straße 36, 53343 Wachtberg-Fritzdorf, Telefon [0 22 25] 28 56, Handy [01 72] 8 93 27 52); 12. bis 14. April, Kirchspielvertreter-Seminar in Bad Pyrmont, Ostheim; 22. bis 31. Mai, Fahrt in die Heimat (ausgebucht: Voranmeldung für mögliche zweite Fahrt im September bis spätestens 31. Januar an Hans Eckart Meyer, Oberstraße 28 a, 24977 Langballingholz, Telefon [0 46 36] 84 08); 17. bis 19. Juni Ortstreffen Skandau in Bad Pyrmont, Ostheim (bitte bis spätestens 15. April bei Alfred Baginski, Rochusstraße 15, 32839 Steinheim, Telefon [0 52 33] 63 89 anmelden!); 22. und 23. Juni, Hauptkreistreffen (zusammen mit dem großen Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Leipzig, Neue Messe); 22. und 23. Juni, Kirchspieltreffen Muldszen/Mulden (zusammen mit dem Hauptkreistreffen und dem Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Leipzig, Neue Messe).

Die Kirchspielvertreter werden aufgefordert, weitere ihnen bekannte Termine von Treffen und Veranstaltungen an Walter Mogk, Lindenweg 2, 39629 Bismark (Altmark), Telefon (01 70) 6 28 57 14, Fax (0 12 12) 5 10 60 27 51, E-Mail: walter.mogk@t-online.de zu melden, damit diese rechtzeitig im *Ostpreußenblatt* und auf der Internetseite (www.kreis-gerdauen.de) bekanntgegeben werden können.

Berichtigung – Im Bericht über die Raudischken-Website, die unser Landsmann Heinz Possekel im Internet zusammengestellt hat, wurde im *Ostpreußenblatt* leider eine falsche Adresse angegeben. Die korrekte Adresse lautet: www.raudischken.de.

Vorstandssitzung – Die nächste Vorstandssitzung findet am Sonnabend, 19. Januar, 13 Uhr, in der Geschäftsstelle in Wunstorf statt. Hauptthemen sind die Vorbereitung des Kirchspielvertreter-Seminars (12. bis 14. April in Bad Pyrmont, Ostheim) und des Hauptkreistreffens (22. und 23. Juni, zusammen mit dem Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Leipzig, Neue Messe) sowie der Rechnungsabschluß 2001 mit Rückstellungen. Weitere Tagesordnungspunkte sollten von den Kirchspielvertretern bis spätestens 15. Januar bei der Geschäftsstelle eingereicht werden, um noch berücksichtigt zu werden.

Gumbinnen



Geschäftsstelle: Stadt Bielefeld (Patenschaft Gumbinnen), Niederwall 25, 33602 Bielefeld, Tel. (05 21) 51 69 64 (Frau Niemann). Kreisvertreter: Arthur Klementz, Siebenbürgener Weg 34, 34613 Schwalmstadt, Telefon und Fax (0 66 91) 91 86 98 (Büro) und (0 66 91) 2 01 93

Kreisgruppentreffen in Hamburg – Am Sonnabend, 26. Januar 2002, 14.30 Uhr, Treffen sich im Haus der Heimat, Vor dem Holstentor 2, in 22355 Hamburg, die Gumbinner an einer Kaffeetafel zu einem fröhlichen Beisammensein. Helga Bergner, Kulturreferentin der Landesgruppe Hamburg, wird über „Essen und Trinken bei uns zu Hause" sprechen und dabei die Anwesenden in das Gespräch mit einbeziehen. Alle Gumbinner und Interessierte sind herzlich eingeladen. Das Haus der Heimat ist mit der U-Bahnlinie 2, Bahnstation Messehallen, zu erreichen. Organisation und Auskunft Fritz Rau, Saseler Mühlenweg 60, 22395 Hamburg, Telefon (0 40) 6 01 64 60.

Heiligenbeil



Kreisvertreter: Siegfried Dreher, Telefon (0 41 02) 6 13 15, Fax (0 41 02) 69 77 94, Papenwisch 11, 22927 Großhansdorf

Wechsel in der Ortsvertretung Tiefensee – Viele Jahre hatte die Ortsvertretung der Gemeinde Tiefensee Lm. Kurt Karge innegehabt. Nun mußte er aus gesundheitlichen Gründen diese ehrenamtliche Aufgabe niederlegen. Wir danken Kurt Karge für eine treue Mitarbeit. Tiefensee ist Kirchspielort und hatte einen Bahnhof. Die Einwohnerzahl betrug 1939 insgesamt 575 Personen. Kirchspielvertreter Kurt Woike ist es gelungen, in verschiedenen persönlichen Gesprächen eine interessierte, heimatverbundene Nachfolgerin für Kurt Karge zu gewinnen. Es ist Margot Kohn. Sie wurde 1939 in Heiligenbeil zwar geboren, wohnte aber mit ihrer Mutter Hildegard Kohn in Tiefensee. Ihre Großmutter, Therese Kohn, geborene Kirschnick, stammte aus Sargen. Margot Kohn lebte seit der Flucht in Wittenberg. Sie hat die Heimat nie vergessen. Schon 1966 reiste sie mit ihrer Mutter nach Tiefensee. Ein halbes Dutzend weitere Reisen schloß sich im Laufe der Jahrzehnte an, die letzte im Juli 2001 anläßlich des Jubiläums von Heiligenbeil. Zum Weihnachtsfest 2001 hat sie den Tiefenseer Landsleuten einen Rundbrief geschrieben und sich dort als neue Ortsvertreterin vorgestellt. Wir wünschen ihr eine glückliche Hand bei ihrer ehrenamtlichen Heimatarbeit.

Lötzen



Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Die Fahrt nach Lötzen Mitte Dezember war voller Strapazen und Überraschungen. Erhard Kawlath, Norbert Affeldt und Gerhard Müller fuhren mit ihrem VW-Transporter gen Osten. Der Wagen war voll beladen mit Textilien, Medikamenten, Kinderkleidung und Schuhen, die für zwei Kinderheime im Kreis Lötzen bestimmt waren, dazu Christstollen und Süßigkeiten. Auch Pakete von Landsleuten waren dabei, die gezielt in Lötzen abgeliefert werden sollten, und natürlich gab es auch Geldspenden für die Landsleute in Masuren. Obwohl die Straßen glatt waren, ging bis zum Grenzübergang Pomellen alles problemlos. Die Gruppe war schon durch den deutschen und polnischen Zoll, als der VW-Bus gestoppt und zum Zollamt geschickt wurde. Der deutsche Zoll informierte darüber, daß man sich zuerst einen Meldezettel besorgen müsse. Der zuständige, recht unhöfliche deutsche Zollbeamte erklärte, daß man sich nochmals hinten in der Lkw-Spur anstellen müsse. Ein anderer, netterer Zollbeamter gab den Tip, mit eingeschalteten Warnlichtern auf der zweispurigen Lkw-Spur zurückzufahren. Schon nach zwölf Lastern entdeckte die kleine Reisegruppe eine Lücke und schob sich hinein. Als man dann endlich den Meldezettel in den Händen hielt, wies ein hoher deutscher Zollbeamter die Gruppe wegen verkehrswidrigen Verhaltens zurecht. Nach Erklärung der mißlichen Lage zeigte er sich allerdings gnädig und sah von einer Strafe ab. Der kleine VW-Bus wurde zwischen den großen Lkws vor dem Zollamt geparkt und der Meldezettel dort stolz präsentiert. Allerdings schickte man die Gruppe unverrichteter Dinge weiter zur 600 Meter entfernten Sanitätsstation. Den Bus aus dem Lkw-Gewirr herauszulenken erwies sich als recht schwierig, zumal man wieder zum Geisterfahrer werden mußte, um die Sanitätsstation zu erreichen. Auch hier wurde dann abermals eine halbe Stunde gewartet. Eine nette Zöllnerin schaute nur in einen der blauen Kleidersäcke und gab dann ihr Okay. Am Weiterfahrt war leider immer noch nicht zu denken, da man einen Stempel brauchte, auf den man wiederum lange warten mußte. Beim Hauptzollamt schaute der Zöllner aus dreißig Meter Entfernung auf den Transporter, und nachdem 20 DM gezahlt worden waren, erhielt die Gruppe endlich den ersehnten Stempel und durfte nach vier Stunden Wartezeit weiterfahren. Da es Sonnabend war, wurde allerdings zur Auflage gemacht, sich am Montag beim Endzollamt in Sensburg zu melden.

Aufgrund heftigen Schneetreibens wurde Marienburg erst abends um 18 Uhr erreicht. Übernachtet wurde im guten Hotel Zamek. Der Service war ausgezeichnet. Ein Einzelzimmer kostete 150 Zloty, was ungefähr 75 DM sind. Am frühen morgen ging es Richtung Elbing, Osterode nach Lötzen. Hinter Rhein, vor dem Dorf Tross, fuhr man quer durch den Wald nach Preußenburg. Mitten im Wald fuhr sich der Wagen dann fest. Die Räder drehten durch, und da standen die Herren ziemlich ratlos verloren im Wald. Erhard Kawlath machte sich auf in das drei Kilometer entfernte Dorf und holte einen Bauern mit Traktor zur Hilfe. Im Nu war der Wagen wieder flott, und die Fahrt konnte weitergehen. Nach einem Besuch in Groß Stürlack bei zwei netten deutschen Familien aus Lindenheim und Steintal ging es nach Lötzen ins Hotel Jantar.

Am Montag auf dem Weg ins Endzollamt von Sensburg wurde vorher im Haus des Deutschen Vereins (DV) und der Sozialstation vorbeigeschaut. Der Vorsitzende des DV, Herr Tscherwinski, half beim Zollamt alles zu erledigen. Nach einem Mittagessen in der Mühle bei Groß Stürlack konnte man endlich nach Lötzen ins Kinderheim. Die ungefähr dreißig Kinder sprangen voller Freunde um die Herren Kawlath, Affeldt und Müller herum. Als es Marzipanstangen, Schokolade und Bonbons gab, konnten die Kinder ihr Entzücken kaum verbergen. Dann gaben die drei Herren aus Deutschland Kinderkleidung, Schuhe und Stofftiere bei der Kinderschwester ab. Der Heimleiter bedankte sich für die Geldspende, die er allerdings beim Zollamt melden mußte. Verwunderlicherweise empfand er diese nun notwendige Fahrt nach Sensburg nicht als schlimm. Erhard Kawlath traf sich am nächsten Tag mit dem Geschäftsführer des DV von Lötzen, Walter Zantop, und danach mit dem Bürgermeister von Widminnen, der 1.000 DM als Spende der Kreisgemeinschaft Lötzen für die Gutskapelle in Berghof bei Neuhoff erhielt. Die Gutskapelle steht unter Denkmalschutz und soll wieder hergerichtet werden. Zur Weihnachtsfeier in Lötzen waren 126 Senioren erschienen. Alles war festlich geschmückt, die Begegnungsstätte erstrahlte in vollem Lichterglanz. Es gab Kuchen, Christstollen und den beliebten Mohnkuchen. Am Ende der Feier erhielten alle eine schöne, große Weihnachtstüte.

Der letzte Besuch galt dem Kinderheim in Wensowken bei Widminnen. Auch hier strahlten die Kinderaugen beim Abladen der Geschenke. In Widminnen überbrachte man Geschenke einer Patenfamilie. Dann folgte der betreuende Besuch der polnischen Familie im Elternhaus von Erhard Kawlath in Groß Gablick. Nach der Mittagszeit brach man bei Schnee und Eis in Richtung Stettin auf. Im Hotel Zanek in Marienburg wurde wieder übernachtet. Der Wagen mußte vor der Weiterfahrt allerdings von dreißig Zentimetern Neuschnee befreit werden. Nach einer strapaziösen Fahrt erreichten die drei Männer des Hilfstransportes endlich Neumünster. Es war eine Fahrt mit Höhen und Tiefen und für Erhard Kawlath in dieser Form vermutlich die letzte.

Lyck



Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Geschäftsführer: Alfred Masuhr, Tel. (0 40) 6 72 47 15, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Das Regionaltreffen für den norddeutschen Raum findet am Sonntag, 21. April, 11 Uhr, in Lübeck statt. Wir treffen uns wie immer im Hotel Mövenpick, Beim Holstentor, Prismensaal, und laden unsere Lycker Landsleute herzlich ein. Bitte verabreden Sie sich mit Ihren Freunden und Bekannten. Es würde uns sehr freuen, wenn Sie in großer Anzahl dieser Einladung folgen würden. Persönliche Einladungen werden nicht versandt.

Das Deutschlandtreffen der Ostpreußen findet in diesem Jahr nicht zu Pfingsten, sondern am 22. und 23. Juni in Leipzig statt. Hierfür stehen uns Hallen auf dem Messegelände, Neue Messe Leipzig, zur Verfügung. Nähere Einzelheiten und das ausführliche Programm werden rechtzeitig im *Ostpreußenblatt* bekanntgegeben. Wegen des reichhaltigen Angebots von Übernachtungsmöglichkeiten ist es leider nicht möglich, Ihnen eine Hotelempfehlung zu unterbreiten. Bitte wenden Sie sich diesbezüglich an folgende Adresse: Leipzig-Tourist-Service e.V., Richard-Wagner-Straße 1, 04109 Leipzig.

Das Hauptkreistreffen in unserer Patenstadt Hagen findet am 24. und 25. August statt. Wir bitten Sie, diese Termine in Ihrer Urlaubsplanung zu berücksichtigen und in Ihrem Terminkalender vorzumerken.

Kirchspieltreffen in Fließdorf – Bezirksvertreter Paul H. Koyro plant für die Zeit vom 6. bis 8. September ein II. Kirchspieltreffen in Fließdorf. Die vorläufige Planung beinhaltet einen ökumenischen Gottesdienst mit Abendmahl und die Wiedereinweihung der alten Glocke von 1642, eine gemeinsame kommunale Veranstaltung, sowie die Wiedereinweihung des Nußberger Ortsfriedhofes und des Denkmals für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Geplant ist auch eine vierzehntägige Busreise, die im Anschluß an das Treffen in Fließdorf nach Nordostpreußen in das Königsberger Gebiet führt. Interessierte Landsleute, die noch mitfahren wollen, bitte beim Bezirksvertreter Paul H. Koyro, Oberer Hilsigweg 5, 64689 Grasellenbach, Telefon/Fax (0 62 53) 10 36, melden. Bezirksvertreter Paul H. Koyro bittet alle, die mit anderen Verkehrsmitteln anreisen, gleichfalls um Informationen.

»Wir werden uns ihrer stets erinnern«

Die Feier des Ringes Deutscher Soldatenverbände Berlin zum Volkstrauertag wurde von Angehörigen des Militärs groß begangen

Die Feier des Ringes Deutscher Soldatenverbände Berlin anläßlich des Volkstrauertages begann mit dem Signal des Trompeters des Musikkorps der Bundeswehr. Neben ihm der Dudelsackspieler in der Uniform der Black Watch, daneben das 3. Kurmärkische Landwehr Infanterie-Regiment und ein Leibgrenadier von 1813. Vor ihnen der Wald der Fahnen der Soldatenverbände, wobei erstmals die Fahne der US-Veterans of Foreign Wars Post Berlin dabei war. Vor dem Luckner-Kreuz standen mit präsentiertem Gewehr die beiden Ehrenposten des Wachbataillons und ihr aufführender Oberfeldwebel. Selbständig hatte der Oberfeldwebel Heinemann noch sechs Kranzträger mitgebracht, weil er schon wußte, daß viele alte Veteranen diese nicht mehr tragen konnten. Durch die abgelegten Kränze und Sträuße mit den farbigen Schleifen getrennt, hatten sich mehrere hundert Mitglieder der Soldatenverbände, Reservisten und interessierte Bürger aufgereiht.

Die Begrüßung sprach der 88jährige Präsident des Ringes, der ehemalige Major Karl Welker, wie immer frei. Armin Brenker hielt seine Laudatio auf die beiden damaligen Wegbereiter der heutigen Feier, die Kriegsteilnehmer schon des Ersten Weltkrieges Dr. Charles Corselle und Dr. Karl Meißner, die 1948 diese Feier erstmalig veranstaltet hatten. Dem Aufruf der Namen folgte ein „Present!" der Franzosen und ein „Hier!" der Deutschen.

Danach sprachen Vertreter der drei christlichen Religionen, beginnend mit dem katholischen Pater Burckhard, gefolgt vom Superintendenten Dr. Worono-wicz von der evangelischen Kirche. Dieser fand Worte für die toten Soldaten, die bei den Anwesenden nachhaltigen Eindruck hinterließen. Danach betete der russisch-orthodoxe Diakon Roman Dummler auf deutsch.

Zur Kranzniederlegung war der Ehrenpräsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräber-



Vertreter der drei christlichen Religionen – *Der russisch-orthodoxe Diakon Roman Dummler, der Superintendent Dr. Woronowicz von der evangelischen Kirche und der katholische Pater Burckhard (v. l.)* Foto: privat

fürsorge, Wagner, erschienen, die Präsidentin des Frauenverbandes im Bund der Vertriebenen, Sibylle Dreher, legte einen Kranz, Arik Komets von den Veterans of Foreign Wars einen Strauß nieder. Von den Parteien war leider nur ein Vertreter erschienen. Jetzt folgte das Lied vom „Guten Kameraden". Damit war die Feier am Luckner-Kreuz beendet, die Delegationen wurden zu ihren einzelnen Gedenkstätten entlassen und formierten sich zum Rundgang.

Voran die drei Geistlichen, Präsident Welker, Kranzträger, Fahnen, Abordnungen, Trauergemeinde. Am Stein der Ost- und Westpreußen nahm Herr Welker das Wort und erinnerte an seinen väterlichen Freund, den Kommandeur der 121. ostpreußischen Infanterie Division, Otto Lancelles, Träger des Pour le Merite und des Ritterkreuzes von 1939, und daran, daß Lettland der Errichtung eines Gedenksteins für den General zugestimmt hatte. Dann folgte das Gräberfeld der Russen aus dem Ersten Weltkrieg. Hier sang der Diakon auf Russisch. Es folgte der Gang zum Grab des Kharak Singh, 1st K.G.Own Gurkha Rifles, wo schon ein Strauß der 76. Infanterie Division lag und an dem der Vorsitzende der Royal British Legion, Michael Tidnam, und der riesenhafte Schotte Martin Thompson, begleitet von ihrem Piper, einen wunderschönen britischen Mohnblumenkranz niederlegten. Jetzt erreichte das Gros die Gedenkstelle des Marinebundes und wartete das abschließende Signal des Marinetrompeters ab, um zum danebenliegenden Grabmal der Deutschen und Franzosen von 1813 zu gelangen. Ehrenposten der Bundeswehr und der Franzosen standen hier zusammen mit den Delegationsmitgliedern in Uniformen von 1813. Der französische Heeresattaché Oberst i. G. de Becdelievre legte unter den Klängen der Marseillaise einen Kranz nieder.

Die Gruppen gingen danach zum Grab des deutschen Organisators der Feier, Dr. Karl Meißner vom Kyffhäuserbund. Am Denkmal des 1. Gardedragoner-Regiments für seine Toten aus dem Ersten Weltkrieg wurde die britische Nationalhymne gespielt und darauf verwiesen, daß es schon 1815 in Waterloo gekämpft hatte. Zum Abschluß ging die Gemeinschaft noch zum Denkmal des Kaiser Alexander Garde Grenadier Regiments Nr. 1, dem Denkmal aller Berliner Divisionen und Regimenter, wo Kränze niedergelegt wurden und der Vorsitzende der RBL die Totenehrung in Englisch sprach, beendet vom „We will remember them!" der Teilnehmer.

Es folgten Verabschiedung und Verabredung zum nächsten Jahr. Überraschenderweise hatte sich in diesem Jahr die Österreichisch-Deutsche Vereinigung der Feier am Luckner-Kreuz angeschlossen und beging ihre Totenehrung an ihrem Stein. Da diese mit Blumenniederlegung für die im vergangenen Jahr gestorbenen Mitglieder, mit Liedern des Chores und Reden des Vorsitzenden Werner Götz, des Botschaftssekretärs Stefan Peringer und einer Predigt des Pfarrers Josef Rudolf sehr umfangreich ausfiel, war sie noch nicht beendet, und einige deutsche Teilnehmer stießen noch dazu.

Damit war die schöne Feier für dieses Jahr zu Ende, die Planungen fürs nächste Jahr haben schon begonnen. **Armin Brenker**



Gespräch unter Berufskollegen: Soldaten aus den verschiedensten Ländern ehrten am Volkstrauertag ihre Gefallenen aus den großen Kriegen der letzten Jahrhunderte. Foto: privat

Deutschland und seine slawischen Nachbarn

Bei der Tagung der »Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen« referierten Fachleute aus vielen Nationen

Es ist ein höchst bemerkenswerter Vorgang, über die kulturpolitische Arbeit einer Stiftung berichten zu dürfen, die es offiziell überhaupt nicht mehr gibt, die aber weiterhin Tagungen veranstaltet, die Gewicht haben und Resonanz finden.

Die in Bonn tätige „Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen" ist eine der 18 Institutionen, die seit Jahrzehnten Kenntnisse über Geschichte und Kultur der einstigen deutschen Ostgebiete verbreiten und der wie der Bonner „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat" und der „Stiftung Kulturwerk Schlesien" in Würzburg im Jahr 2000 von Kulturstaatsminister Dr. Michael Naumann die staatlichen Fördermittel entzogen wurden.

Nun hatte die Kulturstiftung in der Bonner Kaiserstraße 113, die mit dem im gleichen Haus arbeitenden Ostdeutschen Kulturrat inzwischen eine Arbeitsgemeinschaft gebildet hat, zu einer zeitgeschichtlichen Fachtagung „Polen, Tschechen, Deutsche. Geschichtsbild in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" in die Bonner „Karl-Arnold-Bildungsstätte" eingeladen, zu der über 120 Teilnehmer, oft noch der Flucht- und Vertreibungsgeneration angehörend, erschienen waren. Geboten wurden neun Vorträge, wobei der tschechische Aspekt leider zu kurz kam, und eine abschließende Podiumsdiskussion.

Von den fünf Beiträgen polnischer Referenten war der erste von Karol Sauerland aus Thorn einem Thema gewidmet, das nicht unmittelbar auf deutsch-polnische Geschichte bezogen war. Es ging um den „Kulturtransfer" aus dem Deutschen in slawische Völker und Sprachen, worüber der polnische Germanist im Verlag der Kulturstiftung zwei Sammelbände vorgelegt hat. Dem Deutschen wies der Referent eine erhebliche Mittlerrolle zwischen dem Lateinischen und Polnischen zu, wovon die zahlreichen Lehnworte und Lehnübersetzungen zeugten. Die Vermittler dieser Kulturübergabe von einem Volk ins andere seien Kaufleute, Geistliche, Handwerker, Juden, Gelehrte und Drucker gewesen.

Die vier anderen polnischen Vorträge zeigten eindrucksvoll, daß sich die polnische Geschichtsschreibung zunehmend ostdeutscher Themen annimmt, wofür dann im Laufe der kommenden Jahrzehnte die deutsche Geschichtsschreibung ihre Kompetenz verlieren wird. Wenn beispielsweise der Danziger Marek Andschejewski über „Danzig in der Zwischenkriegszeit" sprach und ausführlich auf „Die Rolle Hermann Rauschnings in der Bewertung der polnischen Forschung" einging, dann war man erstaunt, mit welcher Akribie die Rolle des Danziger Senatspräsidenten (1887–1982) im heutigen Polen erforscht wird. Auch der Vortrag des aus Thorn stammenden Janusz Mallek über den Krakauer Vertrag von 1525, mit dem der Ordensstaat durch das Herzogtum Preußen abgelöst wurde und Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568) sich unter polnische Lehnshoheit begab, und über die Krönung 1701 des Kurfürsten Friedrichs III. zum „König in Preußen" in Königsberg, war von beachtlicher Sachkunde.

Was dagegen aus dem Referat Wlodimierz Jaschtschemskis aus Bromberg über „Polen und Deutschland im 20. Jahrhundert", bezogen auf die Daten 1918, 1945 und 1989, vorgetragen wurde, war abgestandenes Wissen aus der Zeit vor 1989 und wirkte streckenweise wie eine Aufzählung von Selbstverständlichkeiten. Da der Referent selbst nicht erschienen war, konnte er auch nicht befragt werden und Stellung beziehen. Sein Bromberger Schüler Witold Stankowski, der den heutigen Stand der „polnischen Forschung zur Vertreibung der Deutschen" vortrug, wirkte da wesentlich aufgeschlossener, auch wenn es polnischen Historikern immer noch schwerfällt, den Begriff „Vertreibung" anzuwenden statt des harmloseren „Aussiedlung". Der Referent habilitiert sich in Bromberg über das Thema „Die Lager für die deutsche Zivilbevölkerung in Polen 1944–1950", ein Thema, wofür an deutschen Universitäten kaum ein Doktorand zu finden ist.

Die vier deutschen Vorträge wurden von zwei Professoren und zwei Nachwuchswissenschaftlern bestritten, denen man anmerkte, daß sie ihre Themen vollauf beherrschten. Friedrich Prinz beispielsweise, 1928 in Tetschen geboren, Emeritus in München und Verfasser des Siedler-Bandes „Böhmen und Mähren" (1933), konnten den Zuhörern überzeugend erklären, warum die „Konfliktgemeinschaft zwischen Deutschen und Tschechen" nach dem Ersten Weltkrieg scheitern mußte, während der Bonner Udo Arnold, 1940 in Leitmeritz geboren, am Stand der Deutsch-Ordens-Forschung die schwierige Entwicklung der Wissenschaftskooperation zwischen deutschen und polnischen Historikern vor und nach 1989 nachzeichnete.

Thomas Krause aus Chemnitz sprach unter dem Titel „Das fremde Land" über den literarischen Niederschlag der deutschen Ostsiedlung im Mittelalter, von Hans Grimms (1875–1959) Roman „Volk ohne Raum" (1926), der dem Nationalsozialismus das ideologische Rüstzeug lieferte, und dem Werk von Hans Venatier (1903–1959) „Vogt Bartold" (1939), worin die Polen als „faule Slawen mit Hundeaugen" bezeichnet werden, bis zu den tschechischen Aufarbeitungen des Themas in den Novellen von Jaroslav Durych, „Gottes Regenbogen" (1969), und von Zdenek Smid, „Unterm Mittagsstein" (1992). Frank-Lothar Kroll, ebenfalls aus Chemnitz, widmete seine Ausführungen „Deutschen und Russen in ihrem geschichtlichen Verständnis" vom 18. Jahrhundert, als nach dem Nordischen Krieg 1700/21 Preußen ins Blickfeld russischer Politik geriet, bis zum Zweiten Weltkrieg, als das deutsch-russische Verhältnis durch Adolf Hitler zerstört wurde. Der Referent konnte eine Fülle von Beispielen der Kooperation, im Siebenjährigen Krieg 1756/63, bei der ersten Teilung Polens in den Petersburger Verträgen 1772, in den zwanziger Jahren, anführen und zeigte sich auch der sich anschließenden Diskussion durchaus gewachsen. In der abschließenden Podiumsdiskussion, die unter der wirklich umsichtigen Leitung des Siegener Rechtsanwalts und Vorsitzenden der Kulturstiftung Reinold Schleifenbaum stand, ging es um den „Einfluß der Geschichtswissenschaft auf das Geschichtsbewußtsein".

Unter den vier Teilnehmern sprach sich der Bonner Privatdozent Jörg-Dieter Gauger dagegen aus, deutsche Geschichte immer nur als Vorgeschichte des „Dritten Reichs" zu begreifen. Statt dessen solle das Thema „Flucht und Vertreibung" in den Geschichtsunterricht eingebaut werden. Von einer „Flucht aus der Geschichte" auch in Polen sprach Witold Stankoweski, während die Oberstudienrätin Dorothea Schleifenbaum drei Typen von Nationalhymnen vorstellte. Privatdozent Frank-Lothar Kroll deutete schließlich, wenn auch in Frageform, einen „Verlust der Geschichte" an, wofür Jörg-Dieter Gauger ein treffendes Beispiel anführte, daß heute nämlich von Schlesien und Ostpreußen nur noch als von „Siedlungsgebieten" gesprochen und damit die Zugehörigkeit zu Preußen und zum Deutschen Reich 1871/45 geleugnet und ausgeblendet werde. Wie man sieht, hat die Kulturstiftung einen schwierigen Weg und eine Fülle von Aufgaben vor sich.

Jörg Bernhard Bilke

Geistreiches

Von Günter SCHIWY

Die abgehärteten masurischen Männer haben im kalten Winter bei ihrer Arbeit draußen in der freien Natur nie geklagt, ganz gleich, ob es die Waldarbeiter, Rücker oder aber Fischer waren. Sie taten es selbst dann nicht, wenn das Thermometer minus 30 Grad und mehr anzeigte. Und das hatte seinen Grund! In der kalten Jahreszeit taten sie ein bißchen mehr für ihre „Genüsse", die sie gegenüber ihren Frauen mit der herrschenden Kälte und ihren rotgefrorenen Nasen begründeten. Das hing mit dem Duft der Nelken, dem Zimt, der Zitrone und den „geistreichen Wässerchen" zusammen, wozu man in der Tat eine „gute Nase" brauchte, um das Richtige gegen die Kälte zu wählen.

Es gab ja in den Gastwirtschaften eine ganze Palette von Spirituosen, die man warm, heiß, aber auch kalt trinken konnte. So hatten sie zur Auswahl Meschkinnes, Kurenkaffee, Kosakenkaffee, Bärenfang, Wodka, Pillkaller, Danziger Goldwasser, einfachen und doppelten Korn, Masurengeist, Rotwein, Arrak und den guten alten Rum. Aus dem Rotwein und Rum ließen sich die besten steifen Grogs, Pünsche und Glühweine mit heißem Wasser und den entsprechenden Gewürzen und Zutaten kredenzen. Und der erste Schluck davon rann den Männern durch die rauhen Kehlen bis in die großen Zehen.

Doch manch einem fuhr der Schluck auch unter die Haarwurzeln. Sie verlangten mehr von dem heißen Getränk! Es hieß dann immer: „Auf einem Bein kann man nicht stehen!" Doch manch einer hatte drei und mehr Beine! Bei dem guten Geschmack der „heißen Genüsse" vergaß doch dieser oder jener, daß mit den Getränken eine gewisse Tücke verbunden war, nämlich die, daß ein heißes Glas des „köstlichen Geistes" schnell geleert wird, so daß nachgeschenkt werden muß. Der arme Alkohol gerät schnell in den Blutkreislauf und wärmt die durchgefrorenen Glieder auf. Doch er „haut auch schnell um"!

Die ostpreußischen Wirte kannten sich nicht nur mit der Kälte im Winter aus, sondern auch mit dem klaren Brunnenwasser, das sie für den Rumgrog brauchten. Bei dem zünftigen Grog muß das Grogglas angewärmt und das Wasser kochend heiß sein. Der Rum muß mindestens Stubentemperatur haben. Es kann auch Arrak oder Weizenkorn sein. Der Zucker muß in dem heißen Wasser schnell verrührt werden. Und zum Schluß kommt je nach Geschmack und Verträgnis Rum dazu, der in die Nase steigt und bereits beim Atmen wärmt. Deshalb sagte der Ostpreuße: „Wasser kann, jedoch Rum muß sein!"

Rumgrog wird nicht nur an der Küste der Ost- und Nordsee getrunken, wo Wind, Regen und Sturm regieren, sondern auch im binnenländischen Masuren, wo Eis, Schnee und Frost die Rumtage bestimmen. Bei Punsch und Glühwein wurden besondere Sorgfalt und Zutaten verwendet. Sie wurden meistens gekocht, wenn ganze „Gesellschaften von Genießern" in der Gaststätte erschienen, wie Gruppen von Holzfällern, Flößern, Jägern, Fischern und Langholzfuhrleuten (Rückern). Guten Punsch können nur ein guter Rotwein und eben gebrühter Tee ergeben, dem in Masuren ein anständiger Schuß Rum, Arrak oder Weizenkorn hinzugegeben werden mußte.

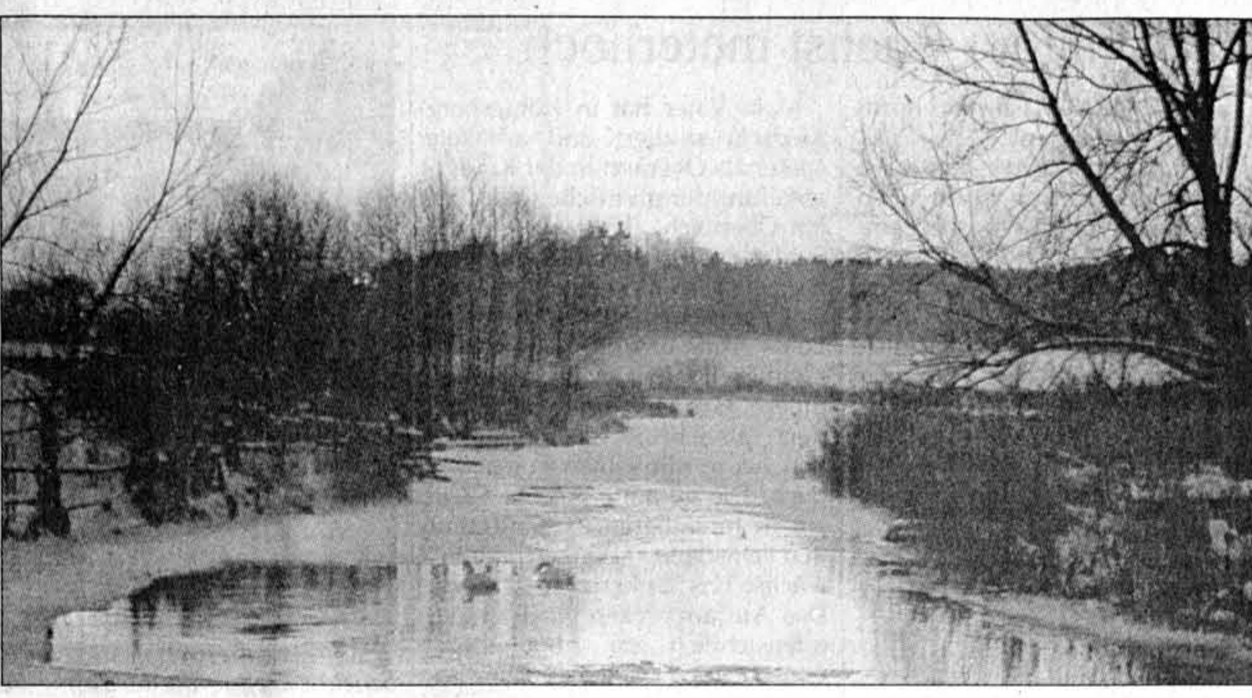
Doch den Rumgrog verachteten bei uns im kalten Osten auch die Kutscher von Schlittenfahrten nicht. Bei festgefrorenem Schnee und anhaltendem Frost kehrten sie in die Wirtshäuser ein, um sich die Schnurrbärte oder Bärte auftauen zu lassen. Dabei tranken sie an der Theke schnell einen warmen Korn, bevor sie zum Grogglas griffen und Platz am Tisch nahmen. Währenddessen standen die Pferde mit bereiften Nüstern draußen, die Pferdedecke aufgelegt, und fraßen aus den Futtersäcken oder dem Holztrog ihren wohlverdienten Hafer.

Doch bei uns in Masuren und vor allem in meinem Wald- und Fischerdorf Kreuzofen erinnere ich mich auch gern an die Winterabende, an denen mein Vater gute Bekannte und Nachbarn zu einem Gespräch nach Hause einlud, um mit ihnen einen steifen Grog zu trinken und zu plaudern. Meine Mutter setzte alljährlich in der Adventszeit einen guten Punsch oder Glühwein an, den mein Vater und die Gäste gern tranken. Dazu gab es Kartoffelflinsen, Krapfen und Berliner.

Kurz bevor nach Hause aufgebrochen wurde, spendierte mein Vater noch eine Flasche selbstangesetzten Bärenfang, der den Männern nach dem Punsch gut mundete und der als Wegzehrung in der kalten Nacht gedacht war.

Ich selbst erinnere mich gern an diese abendlichen Zusammenkünfte im Elternhaus. Gedanklich rieche ich noch die aromatischen Dämpfe des Punschs, des Glühweins und des Rumgrogs, die das ganze Haus erfüllten und durchdrangen. Mir kamen diese gemütlichen Gesprächsabende wie kleine Feiern vor, auf denen gut gegessen, getrunken und in angeheiterter Stimmung erzählt wurde, während der Kachelofen zusätzlich noch eine behagliche Wärme in die Stube verströmte.

Draußen schienen der Mond und die Sterne am klaren Abendhimmel, wenn die Männer in ihren Stiefeln über den laut knirschenden Schnee die Dorfstraße nach Hause gingen. Kreuzofen war in ein märchenhaft winterliches Kleid gehüllt. ■



Masuren: *Winter an der Krutinna* Foto: Bosk

Schlittenpartie

Von Hannelore SPATHELF

Bei guter Führung erlaubte meine Mutter uns Kindern am Wochenende, ein Pferd vor unsere Rodenschlitten zu spannen, und auf ging's ins Dorf. Alles, was Kopf, Beine und einen Schlitten besaß, war herzlich eingeladen. Die Kinder bildeten eine Kette, die bei uns eingehängt wurde. Derjenige, der auf dem letzten Schlitten saß, mußte sich an den Sitz krallen, um nicht unter schallendem Gelächter aus den Kurven zu fliegen. Stunden verbrachten wir bergauf-bergab, hüpften über Schneewehen und ließen uns durch Schneegestöber nicht den Spaß verderben. Unter lautem Hallo verlor oft jemand die Ballance und mußte keuchend hinterherlaufen, bis er uns einholte. Dampfte das Pferd zu sehr, wurde eine langsame Gangart eingeschlagen, um mit dem Kutscher keinen Ärger zu bekommen.

Mit roten Backen und leicht lädiertem Hintern erreichten wir vor Dunkelheit Haus und Hof. Jeder koppelte sich nach und nach wieder los, und die Finger schmerzten vor Kälte. Nie werde ich die wohlige Wärme auf der grünen Kachelofenbank in der Diele vergessen! Auch nicht den qualmenden Kachelofen im Eßzimmer bei Nordwind.

Zeigte das Thermometer morgens unter 20 Grad, durften wir Fahrschüler zu Hause bleiben, und mit diesem Wunsch gingen wir abends ins Bett. Oft fanden wir im hohen Schnee nicht mehr richtig die Straße zum Bahnhof und kippten prompt mit dem Schulschlitten um. Zuerst mußten die unruhigen Pferde freigeschaufelt werden, und erst dann konnten wir uns aus den Pelzfußsäcken befreien. Da die Pferde immer vor der Zugpfeife scheuten und fast durchgingen, merkte man erst nach einer ganzen Weile, daß man mich verloren hatte. Wer vorne saß, verlor den Hintermann aus den Augen, weil man im Wagen Rücken an Rücken saß. Kläglich fand ich mich in besagtem Fußsack hinter der ersten scharfen Kurve auf einem Kohlenhaufen wieder.

Kriminell wurde der Transport, wenn die Remonten eingefahren wurden. Nicht selten landeten wir im Bruch oder in einer Quelle mit wunderschönen Butterblumen und konnten nur beten, daß sich ein herannahendes Gespann unserer Seelen erbarmte. Diese Unternehmen ähnelten oft einer Himmelfahrt! ■

Wie wär's?

Von Christel POEPKE

Viel hab ich euch heute
nicht zu erzählen,
schon gar nichts von dem,
was euch sonst so erfreut,
drum geht lieber weiter,
– es sei denn,
ihr möchtet
heut nacht mit mir warten,
doch die Zeit wird Euch lang sein,
denn ich hab nichts zu sagen –
nicht einmal von morgen
kann ich heut träumen,
und das Gestern
das kennt ihr.

Doch wenn ihr's so wollt,
dann kommt nur herein –
die Teedose steht
links oben im Bord.
Wir rücken die Bank
ganz nah an den Ofen,
und
wie wär's denn,
wenn ihr mir
heut was erzählt?

Der Roschsee gab und nahm

Von Hilde MURSA

Zum letzten Mal in diesem Jahr wollte mein Vater mit den Fischern Brodowski und Wirdzok an jenem unglücklichen Tag im Advent 1898 auf den See hinausfahren. Die Oberfläche begann schon zuzufrieren, und so war die letzte Chance zu nutzen, bevor auf einer tragfähigen Eisfläche mit der Eisfischerei begonnen werden konnte.

Mit ihrem gemeinsamen Boot verdingten sich die drei Männer an den Fischpächter, um den Unterhalt für drei kinderreiche Familien zu bestreiten. Zwar lieferte der See Fische im Überfluß, doch die Bezahlung war kärglich und ihr Lebensunterhalt gerade leidlich gesichert. So steckten die Fischer noch einmal die Beine in die hohen Stiefel, deren Schaft bis über die Knie reichte, zogen die schweren Lederschürzen an und fuhren hinaus, um die Netze einzuholen. Das alte Boot war schon lange nicht mehr dicht. Notdürftig wurde es immer wieder geflickt, denn Geld für ein neues war nicht da, und bis dahin hatte es seinen Dienst ja auch noch getan.

An diesem frostigen Dezembertag drang das Wasser schneller ein, als sie es ausschöpfen konnten. Irgendwo draußen auf dem See geschah dann das Unglück. Der genaue Hergang wurde niemals ganz bekannt. Das Boot kam zum Kentern, und die Männer stürzten ins Wasser. Obwohl die drei gute Schwimmer waren, hatten sie in der schweren Fischerkleidung wenig Chancen, sich zu retten. Nur Brodowski konnte sich mit Mühe an das gekenterte Boot klammern und um Hilfe rufen. Bei seinem Kampf ums Überleben verlor er seine Gefährten aus den Augen.

Da das Unglück unweit des Ufers geschah, wurden seine Hilferufe bald im Dorf gehört. Ein eiligst zusammengestellter Rettungstrupp machte die am Ufer liegenden Boote los und fuhr, mit langen Stangen ausgerüstet, den Hilferufen nach. In letzter Minute ehe die klammen Finger den Dienst versagten und das rettende Boot losließen, wurde Brodowski entdeckt. Nach einigem Suchen und Stochern, der See hat in Ufernähe nur eine geringe Tiefe, wurde auch Wirdzok gefunden. Doch für ihn kam die Hilfe zu spät. Die Fischerkleidung hatte ihn in die Tiefe gezogen und das kalte Wasser seinem Leben ein schnelles Ende bereitet.

Inzwischen war es dunkel geworden. So gut es ging, wurde mit Laternen weiter gesucht und der Seegrund mit Stangen abgestochert. Währenddessen leuchteten andere Helfer das Ufer ab. Vergebens!

Stumm vor Angst und Schrekken aneinander geklammert, hatten wir Kinder mit der Mutter die Rettungsaktion vom Ufer aus verfolgt. Nach langen Stunden wurde uns die Nachricht überbracht, daß keine Hoffnung mehr bestünde, den Vater lebend zu finden.

Sobald es am nächsten Morgen hell wurde, fuhr wieder ein Suchtrupp, ausgerüstet mit dem großen Schleppnetz, hinaus. Die schmale Wasserzunge, in der sich die Unglücksstelle befand, wurde bis zum Seeboden gründlich abgefischt, doch wieder ohne Erfolg. Ein Weitersuchen wurde unmöglich, die bis dahin dünne Eisdecke verfestigte sich mit jeder Stunde.

In unsere Fischerhütte am Roschsee zog mit dem Winter die bitterste Not ein. Der Ernährer war nicht mehr da, und staatliche Hilfe gab es zu damaliger Zeit nicht. Lediglich die Nachbarn halfen, so gut sie konnten. Sie gaben von dem Wenigen, das sie besaßen, noch etwas ab, soviel sie gerade noch entbehren konnten.

Lang und bang war der Winter 1898/99. Schwer lastete auf uns allen der Gedanke, daß der Vater irgendwo draußen im See lag und ihm kein trockenes Grab beschieden war.

Es war schon März, bis endlich die Frühlingsstürme über das Land und den See brausten und die Eisdecke aufrissen. Tag und Nacht erfüllte das Donnergetöse des berstenden Eises die Luft. Der Sturm trieb die Eisschollen ans Land, um sie dort zu Bergen aufzutürmen.

In einer dieser Sturmnächte hatte die Mutter einen schweren Traum. Sie sah die Leiche unseres Vaters, am Ufer angeschwemmt, unter einem Weidenbaum liegen. Das Traumbild ließ ihr keine Ruhe. Sie bat meine älteren Brüder, an den See zu gehen und das Ufer abzusuchen. Unweit unserer Hütte fanden sie an der Stelle, die ihnen die Mutter beschrieben hatte, den toten Vater. Zusammen mit hilfreichen Nachbarn brachten sie die Leiche nach Hause. Im Flur wurde mit Sand eine Bahre aufgeschüttet und mit Stroh belegt. Mit kurzgeschnittenem Tannenreisig wurden Bahre und Raum schlicht, aber würdig geschmückt. Nun konnte der Tote, wie es sich für einen Christenmenschen geziemt, aufgebahrt werden.

Für die Männer des Dorfes war es eine Ehrenpflicht, bis zur Beisetzung abwechselnd Totenwache im Trauerhaus zu halten. Im Schein der Öllampe saßen sie mit uns zusammen und sprachen über den Toten, sein Leben und sein tragisches Sterben, das waren sie ihm schuldig. Einem jeden von ihnen war bewußt, daß dieses Los auch sie selbst täglich treffen konnte, daß der See, der ihnen Nahrung und Verdienst sicherte, auch immer wieder Opfer forderte. ■

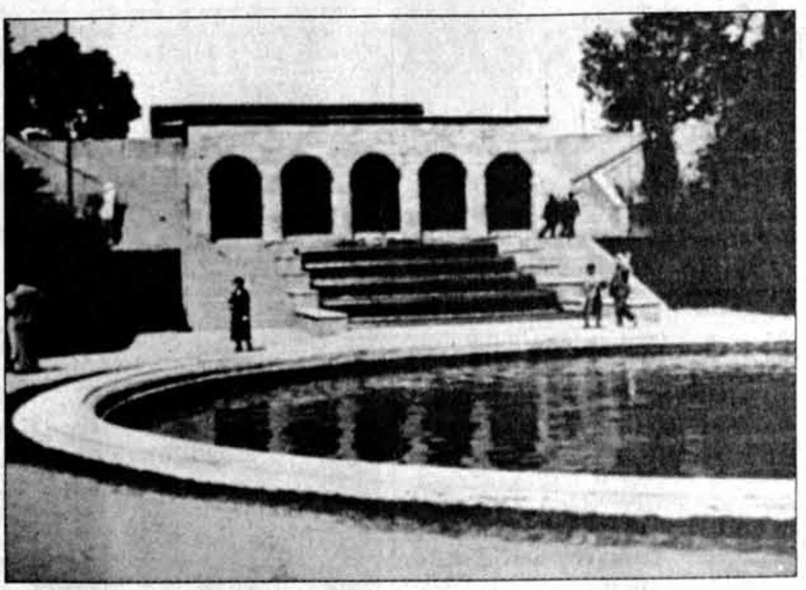
Unkraut wächst meterhoch

Betr.: Folge 47 – „Fahrt ins nördliche Ostpreußen"

Ich habe mit Herrn Glass die Fahrt ins nördliche Ostpreußen mit Schwerpunkt Königsberg unternommen. Ich wollte endlich meine Geburtsstadt kennenlernen. Die Spurensuche und das Erleben in Königsberg haben mich doch sehr betrübt, obwohl ich auf den Eindruck sehr gut vorbereitet war. Die Russen geben sich Mühe, aber die wirtschaftliche Lage wird noch Jahre lang problematisch sein.

Mein Vater hat in Königsberg Medizin studiert und arbeitete später als Oberarzt in der Kinderabteilung der städtischen Kliniken am Oberteich. 1939 wurde er als Soldat eingezogen und Weihnachten 1948 kam er erst aus russischer Gefangenschaft zurück. An seine Fotos von 1930 in Königsberg konnte ich mich noch schwach erinnern. Ganz erstaunt war ich jedoch, als ich die Wasserarkaden von heute mit seinen Fotos verglich. Die gesamte Anlage ist in einem furchtbaren Zustand. Auf den einstigen „Wassertreppen" wächst das Unkraut meterhoch. Das Auffangbecken wird zudem offensichtlich zur Abfallentsorgung benutzt. Auf dem Rundbogen sind Schiererein. Das Mosaik im Inneren ist zwar noch vorhanden, allerdings ist es total verdreckt. Vielleicht findet sich ein Sponsor für die Restaurierung.

Iris Gugath, Dortmund





Wasserarkaden – *Das Bild von 1930 zeigt, wie gepflegt der damals sehr beliebte Treffpunkt der Königsberger Bevölkerung war. Heute ist der Ort verkommen und verwaist.* Foto: privat

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Breslau war deutsch

Betr.: Folge 50 – „Deutsche und Polen"

Ihr Beitrag ist überschrieben „Deutsche und Polen". Im Untertitel heißt es dann „Ihre Koexistenz in Krakau, Posen, Breslau, Kattowitz, Lodz, Warschau und Danzig".

Die allgemeinen Hinweise wie beispielsweise „neben den Polen und den Deutschen bewohnten auch viele Juden die sieben Städte" kann man so zumindest auf Breslau und Danzig nicht anwenden. Meines Wissens hat es weder in Danzig noch in Breslau in den vergangenen sieben Jahrhunderten bis 1945 nennenswerte polnische Bevölkerungsanteile gegeben. Als gebürtiger Schlesier weiß ich aus Erfahrung, daß Breslau eine rein deutsche Stadt war, schließlich hatten sich bei der Volkszählung 1925 von den Breslauern 99 Prozent als Deutsche bezeichnet. (Thomas Urban in seinem Buch „Deutsche in Polen".)

Richtig ist sicherlich, daß es in den Städten Krakau, Posen, Kattowitz, Lodz und Warschau die im Buch erwähnte Koexistenz gegeben hat, aber wie gesagt nicht in Breslau und wohl auch nicht in Danzig. Mir ist aber auch aufgefallen, daß Urban stets schnell bereit ist, polnische Argumente, die gegen die Deutschen sprechen, aufzugreifen und damit zu argumentieren.

Heinz Engmann, Ibbenbüren

Warum sind alle Erklärungen nur in polnisch?

Betr.: Folge 47 – „Fahrt ins nördliche Ostpreußen"

Im August war ich das dritte Mal in Ostpreußen. Alle heutigen Einwohner, mit denen wir in Kontakt kamen, sind uns freundlich, hilfsbereit und aufgeschlossen begegnet. Dankbar war ich, daß man in Rastenburg beginnt, die schönen Patrizierhäuser, von denen es noch eine ganze Reihe gibt, wieder in den alten Zustand zu setzen. Königsberg hingegen, von dessen tristem Aussehen und schlechtem Zustand ich schon oft gehört hatte, wirkte auf mich schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte.

Als wir die russisch-polnische Grenze passiert hatten, sah man wieder farbenfrische Häuser und saubere Gärten. Allerdings gab es auch im polnischen Teil Ostpreußens einige Wermutstropfen. In Marienburg, dem Sitz des Deutschen Ritterordens, waren alle Erklärungen im Museum nur in polnischer Sprache auf dem Schildchen vermerkt. Ich finde, daß wenigstens aus wirtschaftlichen Gründen; schließlich sind sehr viele der Touristen aus Deutschland, die Erläuterungen auch in deutscher Sprache verfaßt werden sollten. Auch habe ich mich gefragt, warum eine Grabplatte mit polnischen Namen, aber deutscher Inschrift aus dem 17. Jahrhundert hinter dem Altar in der Stradauner Kirche versteckt stand. Warum ist sie nicht irgendwo sichtbar angebracht? Soll damit der historische Ursprung und die jahrhundertelange Vergangenheit dieser Kirche verschwiegen werden?

Ich wünsche mir, daß es solche „Wermutstropfen" bald nicht mehr gibt und schließe mit einem Zitat von Marion Gräfin von Dönhoff: „Die höchste Stufe der Liebe ist zu lieben, ohne zu besitzen."

Dr. Wolfgang Klatt, Oberkirch

Es gibt wahrhaftig wichtigere Dinge

Betr.: Folge 49 – „Ein Tiefpunkt der Selbstächtung"

Wozu die ganze Aufregung? Herr Reemtsma hat sich zum Ziel gesetzt, die Wehrmacht insgesamt als Verbrecherorganisation darzustellen, und deshalb keinerlei Interesse an der rechtlichen Würdigung von Einzelfällen, die er beispielhaft in seiner Ausstellung zeigt. Natürlich waren einzelne Einheiten der Wehrmacht im Osten an Verbrechen beteiligt, aber nicht die Wehrmacht schlechthin. Reemtsma ist von der Fachwelt abgestraft worden, wie es nicht schlimmer hätte sein können. Nach dieser Blamage wird man ihm keine seriöse Arbeit mehr zutrauen. Er hat durch sein persönliches Verhalten als Verantwortlicher der 1. Ausstellung national und international jeglichen Kredit verspielt. Und weil diese Pleite von allen Medien verbreitet wurde, ist die Öffentlichkeit bestens unterrichtet. Die neue Ausstellung ist deshalb nicht der Rede wert. Es gibt wichtigere Dinge.

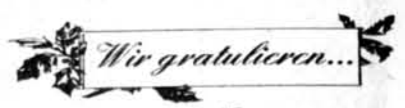
Christian Broschk, Dransfeld

Neun Jahre Sibirien

Betr.: Folge 51/52 – „Soweit die Füße tragen"

Als langjähriger Leser des *Ostpreußenblattes* – heute mehr denn je davon angetan und aus derzeitiger Sicht von seiner Wichtigkeit überzeugt – möchte ich auf Ihren „Soweit die Füße tragen"-Beitrag verweisen. Er hat mich sehr angesprochen, weil er Wichtiges und Richtiges in nicht immer gewohnter fairer Weise zu diesem Thema aussagt. Als Angehöriger der noch lebenden Kriegsgeneration, der nach sechs Kriegsjahren obendrein das bittere Los einer knapp neunjährigen sibirischen Gefangenschaft zu erleiden hatte, weiß ich, wovon ich spreche.

Karl-Gottfried Vierkorn, Stephanskirchen



Fortsetzung von Seite 15

Zielke, Hildegard, geb. Kukielka, aus Lyck, Lycker Garten 59, jetzt Löwenberger Straße 1, 31028 Gronau, am 17. Januar

Ziesemer, Hildegard, geb. Müller, aus Bunhausen, Kreis Lyck, jetzt Martinskirchweg 1, 41539 Dormagen, am 17. Januar

Ziesmer, Hildegard, geb. Sternberg, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt Knechtstedener Straße 32, 41540 Dormagen, am 17. Januar

zur Goldenen Hochzeit

Ernst, Erwin, aus Schwengels, Kreis Heiligenbeil, und Frau Elfriede, geb. Wöhrbach, aus Widdern, jetzt Liebfrauenstraße 20, 74259 Widdern, am 29. Dezember

Henke, Ernst, und Frau Eleonore, geb. Neumann, aus Follendorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kritenbarg 32, 22391 Hamburg, bereits am 15. November

Mertins, Kurt, aus Goldschmiede, Kreis Samland, und Frau Erna, geb. Jeworowski, aus Mispelsee, Kreis Osterode, jetzt Klosterdamm 32, 27749 Delmenhorst, am 12. Januar

Tiborski, Willi, und Frau Helmi, geb. Putinas, aus Konradsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Krefelder Straße 338, 47877 Willich, am 19. Januar

Waßmer, Werner, und Frau Inge, geb. Behnert, aus Albehnen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Müßmattstraße 72, 79618 Rheinfelden, bereits am 19. November

Vortrag

Itzehoe – Mittwoch, 16. Januar, 19 Uhr, Vortrag „Der Stör – Fisch des Jahres 2001" im Vortragssaal des Kreismuseums Prinzeßhof. Diplom-Biologe Siegfried Spratte vom Landessportfischerverband Schleswig-Holstein e.V. hält den Diavortrag. Er wird auf die Geschichte der 200 Millionen Jahre alten Fischart eingehen, die heutzutage aus unseren Gewässern verschwunden ist. Was bereits getan wird, um die Fischart wieder anzusiedeln, wird ebenfalls Thema dieses Abends sein. Eintritt: 1,50 Euro, ermäßigt 0,50 Euro. Informationen unter Telefon (0 48 21) 6 40 68.

Verschiedenes

Suchanzeigen

Erben gesucht

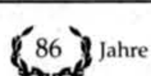
Verwandte von dem Landwirt Friedrich **Barczat/Bartschat** o. ä. und Susanne Barczat/Bartschat, geb. Rosbacher, welche ca. 1870 noch in der Nähe von **Insterburg** wohnhaft waren. Die Eheleute hatten zumindest eine Tochter namens Elisabeth Justine **Bräunig** früher **Kohler**, geb. Barczat/Bartschat, geboren im Jahre 1861. Wer kann etwas über den Verbleib und Verwandte der Vorgenannten mitteilen?

Meldungen erbeten an

Dipl.-Kfm. Wolfgang Moser
Prinz-Weimar-Straße 7, 76530 Baden-Baden
Telefon 0 72 21/36 96 29
zu Aktenzeichen **X-961 RM.**

Geschäftsanzeigen

Familienanzeigen



86 Jahre
wird am 14. Januar 2002
Siegfried Kurbjuweit
aus Krusen, Krs. Schloßberg
jetzt Obergasse 3
35753 Greifenstein

Es gratulieren ganz herzlich und wünschen alles Gute, viel Gesundheit und Gottes Segen
Deine Frau Helene sowie Deine Kinder Manfred und Anne mit Familien

Über die Grüße zu meinem
80. Geburtstag
am 22. Dezember 2001
habe ich mich sehr gefreut und danke recht herzlich.

Heinz Engelhardt
aus Mallwen
Fürstenwalder Straße 41
15234 Frankfurt/Oder



Ihren 80. Geburtstag
feiert am 11. Januar 2002
Elisabeth Drengemann
geb. Borbstädt
aus Altbaum-Haselberg
ehemals Neuhof Lasdehnen
jetzt Ferd.-Schmitz-Str. 10, 51429 Bergisch Gladbach

Herzlichen Glückwunsch! Alle Deine Lieben

Ostpreußen lebt!



Freund Adebar hat bei Familie Gunda, René und Ingrun Nehring

am 25. 11. 2001 in Berlin

Gerhard Friedrich Wilhelm Nehring



wohlbehalten abgeliefert.
Es gratuliert herzlichst – der

BUND JUNGES OSTPREUSSEN!

In der Trauerfeier am 8. Januar 2002 nahmen wir Abschied von

Egon-Rudi Schwenger

8. August 1916 — 29. Dezember 2001
* in Berlin — † in Adendorf

Er war in Krieg und Frieden den Ostpreußen aufs engste verbunden; im Krieg mit der 24. Pz.-Div.; im Frieden jahrzehntelang Vorstandsmitglied der Freunde des Ostpreußischen Jagdmuseums.

Er erhielt das Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen.

Wir werden ihn nicht vergessen.

Freunde des Ostpreußischen Jagdmuseums
Joachim Rudat, Vorsitzender — Dr. Klaus Hesselbarth, Ehrenvorsitzender — Klaus Stammer, Stellv. Vors.

In der Trauerfeier am 9. Januar 2002 nahmen wir Abschied von

Dr. med. Christa Benz

geb. Kornblum

* 21. 12. 1931 in Colm, Krs. Wehlau — † 28. 12. 2001 in Mölln

Sie war langjähriges Mitglied des Wehlauer Kreistages und des Kreisausschusses. In diesen Gremien hat sie wichtige Entscheidungen mitgetragen.

Von 1992 bis Ende 1997 war Dr. Benz Redakteurin unseres Wehlauer Heimatbriefes. Für ihre Verdienste erhielt sie das Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen. Wir werden sie nicht vergessen.

Kreisgemeinschaft Wehlau e. V.
Joachim Rudat, Kreisvertreter — Klaus Schröter, stellvertr. Kreisvertreter

In Trauer und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

Dr. Christa Benz

geboren am 21. 12. 1931 in Colm/Kreis Wehlau
gestorben am 28. 12. 2001 in Mölln

Als langjährige Erste Vorsitzende der Agnes-Miegel-Gesellschaft hat sich die Verstorbene um das Werk und das Andenken der großen deutschen Dichterin bleibende Verdienste erworben.

Ihr Wirken hat Spuren hinterlassen.

Unser Mitgefühl gilt der trauernden Familie.

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen
Bernd Hinz, stellv. Sprecher — Wilhelm v. Gottberg, Sprecher — Dr. Wolfgang Thüne, stellv. Sprecher

… Von der Heimat gehn
ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt …
Agnes Miegel

Zutiefst betroffen von dem jähen Tod ihrer 1. Vorsitzenden trauert die Agnes-Miegel-Gesellschaft um

Dr. Christa Benz

In getreuer Pflichterfüllung lenkte sie die Geschicke unserer Gesellschaft bis in ihre letzten Tage. Es war ihr ein Herzensbedürfnis, für das Andenken und das Werk der Dichterin Agnes Miegel unablässig einzutreten, wie sie sich auch immer ihrer alten Heimat Ostpreußen innig verbunden fühlte.

Ihr umfassendes Wissen, ihre Lauterkeit und ihr steter Einsatz werden uns sehr fehlen.

In Dankbarkeit nehmen wir Abschied!

Die Mitglieder des Vorstandes und des Beirates der Agnes-Miegel-Gesellschaft

Bad Nenndorf, im Januar 2002



Kleiner Nager: *Eichhörnchen (litauisch Wowereit) sind flinke, kleine Tiere, die von Baum zu Baum springen. Sie sind von Natur aus Sammler und bevorzugen als Nahrung Nüsse.* Foto: Archiv

Bedeutung des Wortes Wowereit

Betr.: Folge 50 – „Karikatur Berliner Koalitionsspiele"

Wozu die Aufregung um das politische Taktieren von Klaus Wowereit! Sein Verhalten hat tiefe Ursache, er kann nicht aus seiner Haut. Das unstete Springen zu allen möglichen Partnern ist nämlich artgemäß. Was immer Wowereit als Berliner Bürgermeister seit seinem medienwirksamen Eintreten bundespolitisch wirksam an Koalitionen und Geflecht schmiedet, so ist es ihm nicht anzulasten. Er springt er von einer gewitterten Gelegenheit zur nächsten erhofften Chance. Wenn er dabei nur taube Nüsse erntet, macht ihm das wenig. Er ist sprichwörtlich genügsam, eben Wowereit (litauisch: Eichhörnchen). Und was ist die Aktion der Koalitionshechelei dauerhaft wert? Keinen Wowereit (litauisch: 2. *Bedeutung* Pfifferling)!

Volker Schmidt, Schneeberg

Gefahr der Globalisierung

Betr.: Folge 49 – „Totengräber des Mittelstandes"

Der deutsche Mittelstand, aber auch viele andere werden der Globalisierung zum Opfer fallen. Denn eines steht fest: Die Großbanken, die Jahr für Jahr noch weiter wachsen, sind mit den weltweiten Konzernen nicht nur als Geldgeber, sondern vielfach auch als Mitinhaber sowie Besitzer von Aktienpaketen der Riesenunternehmen verbunden. Sie, die Befürworter der Globalisierung, halten eine Menge Argumente bereit, um ihre Ziele durchsetzten zu können. Schröder und Fischer, aber auch andere benutzen das Wort Globalisierung fast jeden Tag. Sie sind schon heute den Großkonzernen und den Weltmächten sowie Banken mehr verpflichtet, als ihrem eigenen Gewissen.

Vielerlei Gründe führen die Globalisierungsapostel ins Feld, um ihre Forderungen durchzusetzen. Daimlerchef Schremp meint, Globalisierung schaffe für breite Bevölkerungskreise Wohlstand. Er meint weiter, sie sei der Schlüssel zum Frieden und schaffe Konflikte ab. Es sei eine Voraussetzung für die Freiheit.

Jeder vernünftige Mensch weiß allerdings, daß darin ein großer Denkfehler ist. Je mehr Firmen geschluckt werden, desto geringer ist die Konkurrenz, und die Preise werden angehoben. Man teilt sich die Märkte sozusagen in Zonen auf, denn bei diesen weitverzahnten Konzernen kann auch kein nationales Kartellamt mehr eingreifen. Je schneller die Firmen wachsen, um so eher besteht die Gefahr, daß am Ende der Entwicklung die Konzerne mit ihrem Geld die staatlichen, demokratischen Kontrollinstanzen überwiegen. Sie können dann letztlich aufgrund ihres Geldes und ihrer Macht ganze Nationen unter Druck setzen.

K. W. Looft, Heide

Standardwerk

Betr.: Folge 49 – „Umfassendes Werk über Masuren"

Der Autor des Buches „Masuren – Ostpreußens vergessener Süden" gebührt für sein geschaffenes Werk großer Dank und Anerkennung. Andreas Kosserts Arbeit ist aufgrund recherchierter und sorgfältig ausgewerteter deutscher und polnischer Dokumente von bedeutendem Informationswert. Manche bisher totgeschwiegene Ereignisse sind hier aufgedeckt.

Dieses Buch dürfte als neuestes Standardwerk über Masurens Vergangenheit gelten und weder in deutschen und polnischen öffentlichen Bibliotheken noch in Schulbüchereien nicht fehlen.

Dank an den Autor, daß er dem großen Sohn Masurens, Ernst Wiechert, gewürdigt hat.

Horst Radeck, Braunschweig

Lichtblick

Betr.: *Preußische Allgemeine Zeitung*!

Ich freue mich sehr über die Bezeichnung Preußische Allgemeine Zeitung. Endlich wieder ein kleiner Lichtblick auf unser Deutschtum. Jede Nation ist stolz auf sich – nur wir Deutschen dürfen es nicht. Dabei hat Deutschland doch mehr zu bieten als nur 12 Jahre Terror.

Margret Gottfried, Stolberg

Diffamierung der Vorväter wird hingenommen

Betr.: Folge 49 – „Ein Tiefpunkt der Selbstächtung"

In der Tat: Ihr Titel drückt es glänzend aus! Daß dieses Spektakulum nun wiederum auch noch durch einen Staatsminister – obendrein durch den für Kultur – eröffnet wurde, ist allein schon bezeichnend. Über den Initiator Herrn Reemtsma kann nur psychiatrisch befunden werden. Soviel verbissene Hartnäckigkeit für diesen sensiblen Komplex zu entwickeln scheint in der NS-Vergangenheit seiner Vorfahren zu liegen.

Aber das eigentliche Phänomen dieser Angelegenheit scheint mir in der fast als Negierung zu bezeichnenden Reflexion des überwiegenden Teils der deutschen Bevölkerung zu liegen, indem sie die Diffamierung ihrer in doch fast jeder Familie betroffenen Vorväter anscheinend teilnahmslos hinnimmt, ohne nennenswerte Proteste, weder in der Öffentlichkeit noch in der Presse –, oder muß man das vielfach bereits als Resignation, oder besser Kapitulation, vor einem beklagenswerten Zeitgeist bezeichnen?

Jedenfalls scheint dies einen Zustand zu offenbaren, der in keinem Volk unserer vergleichbaren europäischen Nachbarn, von den USA ganz zu schweigen, in diesem sensiblen Bereich vorstellbar erscheint. Und unsere Obrigkeit schweigt, setzt keinerlei Zeichen.

Allein schon im Hinblick auf unsere nun erstmalig ins Feld ziehenden Bundeswehr-Soldaten schiene eine Reaktion einfach erforderlich. Auch die jungen Soldaten des letzten Krieges wurden nicht gefragt, ob und für wen sie in den Krieg ziehen wollten.

Die Ausstellungsveranstalter sehen sich jetzt zum zweiten Mal von der Tatsache begünstigt, daß der Großteil der ehemaligen Soldaten zum Teil schon im Krieg bereits das Zeitliche gesegnet hat. Somit besteht von dieser Seite keine Gefahr großer Beschwerden. Möge vor allem unseren jungen Mitbürgern eine weitere Verunsicherung und Verwirrung ihrer geschichtlichen Vorstellungen durch diese fragwürdigen Ausstellungsobjekte und -texte erspart bleiben.

Karl-Gottfried Vierkorn, Stephanskirchen

Unsere Enkel werden es richten

Betr.: Folge 49 – „Ein Tiefpunkt der Selbstächtung"

Bei der Eröffnung des ersten traurigen Versuches des Herrn Reemtsma sprach ich mit dem Vorsitzenden des Bundes Deutscher Soldaten. Meine Anregung war: Ignorieren!

Die erste Ausstellung hatte, so habe ich gelesen, 800.000 Besucher. Ich war da. Es wurden Schulklassen in guter DDR Manier und Bundeswehrangehörige durch die Ausstellung getrieben. Schüler können sich nur durch Desinteresse wehren. Der Rest des Volkes glänzte durch Abwesenheit, außer bei den Eröffnungen, wo es zur guten political correctness gehörte, mit zerknirschtem Gesicht abgelichtet zu werden. Unsere staatlichen Betroffenheitsträger machen dies allerdings recht gut. Professionelle Schauspieler können es nicht besser. Das erfreuliche der Ausstellung in Köln für mich war, daß ich nach der Ausstellung mit einigen Schülern – Leistungskurs Geschichte – ins Gespräch kam. Sie sagten mir: „Irgendwie verstehen wir das nicht. Da kann doch irgendwas nicht stimmen." Das gibt mir Hoffnung und glaube an die Urteilsfähigkeit der jungen Generation. Unsere Enkel werden es schon richten.

Deshalb „Gar nicht kümmern". Unsere Enkel werden die 68er auseinandernehmen und ihren Großvätern die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für Reemtsma gilt: Jeder blamiert sich so gut er kann.

Dr. H. W. Wittmeier, Rösrath



Fünflingsquartett und seine Mutter Brigitte Bean: *Brigitte Bean, die Tochter des bekannten, 1991 verstorbenen Königsberger Fotografen Victor Moslehner, und ihre Kinder Karen, Helga, Harry und Evelyn sind dem Ostpreußenblatt schon seit Jahren verbunden.* Foto: privat

Fünflingsquartett

Betr.: Ostpreußenblatt

Ich freue mich, daß mein Sohn Harry, der in diesem Jahr geheiratet hat, sich zu Weihnachten ein Abonnement des *Ostpreußenblattes* gewünscht hat.

Brigitte Bean, Frankfurt

Anmerkung der Redaktion: Brigitte Bean ist die Mutter des 1972 geborenen Fünflingsquartetts, über das *Das Ostpreußenblatt* mehrmals berichtet hat. Harry ist unter den vier noch lebenden Kindern der einzige Junge.

Großer Einfluß

Betr.: Folge 28 – „Völkermord an den Hereros"

Ihre seinerzeitige Veröffentlichung hat am anderen Ende der Welt, nämlich in Süd-West-Afrika, einiges Aufsehen erregt. Anfang August habe ich als Teilnehmer der Waterbergfeier vom Artikel des „Windhoek Observer" erfahren, der sich auf Ihren Artikel im *Ostpreußenblatt* beruft. Nachdem das Eis offensichtlich durch die Ausarbeitung ihres Autors G. Schultze-Rhonhof gebrochen war, folgte in der deutschsprachigen „Allgemeinen Zeitung Windhuk" ein weiterer Bericht. Hoffentlich nimmt unser deutscher Außenminister das zur Kenntnis, bevor er Zahlungen verspricht. Bisher hatten die Herero, mit denen friedlich auszukommen war, nie Forderungen erhoben. Jetzt geben sie offen zu, durch die großzügigen Wiedergutmachungen der Bundesrepublik dazu ermuntert worden zu sein.

Offenbar hat der „Windhoek Observer" Proteste von interessierter Seite erhalten, so daß ein weiterer Artikel zu dem Thema folgte, der nunmehr die alten Völkermordthesen verbreitete. Ob der erste Artikel, den fast nur die Deutschen gelesen haben, etwas bewirkt hat, scheint unsicher. Geld, und hier geht es um viel Geld, verdirbt den Charakter.

Ralph Schroeder, Schmalenbeck

Preußischer Einfluß auf eine Stadt in der Schweiz

Betr.: Folge 50 – „Das Ende des Fürstentums Neuenburg"

König Friedrich I. von Preußen gehörte seit 1702, nach dem Tod des kinderlosen Wilhelm III. von Oranien, als Sohn einer oranischen Mutter neben vielen anderen zu den Erbanwärtern auf Neuenburg. Nach dem Aussterben der besitzenden bourbonischen Seitenlinie 1707 machte er seine Erbansprüche geltend. Der Spruch des Schiedsgerichtes, das ihm das Fürstentum zusprach, garantierte aber auch eine beträchtliche Autonomie und weiterhin die reformierte Konfession. Neuenburg war als erste Stadt der französischsprachigen Schweiz seit 1530 reformiert. Damit hatte das preußische Herrscherhaus keine Probleme, war es ja auch seit 1613 reformiert. Neuenburg und Preußen waren durch eine Personalunion verbunden, das heißt, sie hatten ein gemeinsames Staatsoberhaupt, was in der Geschichte nicht selten vorkam. König Friedrich I. von Preußen war nun also auch noch Fürst von Neuenburg. Das Herrscherhaus hatte gewechselt, das Fürstentum behielt aber seine seit 1648 (Westfälischer Friede) praktizierte Selbständigkeit. International wurde der Zustand erst 1713 mit dem Frieden von Utrecht am Ende des spanischen Erbfolgekrieges anerkannt. Zu den dort festgelegten Neuordnungen Europas gehörte aber auch, daß Preußens Königstitel anerkannt wurde. Zum anderen mußte es auf seine Ansprüche auf das Fürstentum Orange am Unterlauf der Rhône verzichten.

In der Stadt und im Umland siedelten Hugenotten. Unter dem preußischen Souverän nahm Neuenburg eine sehr positive Haltung gegenüber den französischen Glaubensflüchtlingen ein. Zu Reichtum kam die Stadt besonders durch den Handel mit bedruckten Baumwollstoffen, deren Herstellung durch die Hugenotten schon fabrikmäßig erfolgte. Auch die Wiege der Schokoladenherstellung durch Suchard steht in Neuenburg. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts siedelten sich auch einige Neuenburger im mittleren Ostpreußen an.

Dr. Eberhard Gresch, Dresden

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Den eigenen Wurzeln folgen

Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen stellt vier junge Künstlerinnen vor

„FrauenZeigenKunst" – unter diesem Titel steht die im vergangenen Jahr eröffnete Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen. Vier Künstlerinnen aus drei Ländern stellen dort ihre Werke aus, Frauen, deren Wurzeln bis an den östlichen Rand Europas reichen, mit unterschiedlichen Lebensläufen und aus verschiedenen Kulturen.

Charakterisierend für die Künstlerinnen und allen gemeinsam sei die Tatsache, daß keine von ihnen mehr in ihrer Heimat lebt, erläuterte der Leiter des Kulturzentrums Ostpreußen, Wolfgang Freyberg, bei seiner Begrüßung. Namentlich begrüßte er bei der Eröffnung der Ausstellung neben Ellingens Bürgermeister auch den Bundestagsabgeordneten Klaus-Dieter Spranger aus Ansbach sowie Dr. Artur Sehm aus Ellingen, der an den Vorbereitungen dieser Ausstellung maßgeblich beteiligt war.

In seinem Grußwort ging Bürgermeister Karl-Hans Eißenberger auf die 20jährige Geschichte des Kulturzentrums ein, dessen Entwicklung er beobachtet habe. Aus dem öffentlichen Leben der Stadt sei diese Einrichtung nicht mehr wegzudenken. Die Dauerausstellungen, aber auch die hochwertigen Sonderschauen würden eine Bereicherung darstellen. Hart sei allerdings der Kampf um die Finanzierung – fehlendes Geld könne von der für die Aufrechterhaltung des Betriebes derartiger kultureller Einrichtungen verantwortlichen Bundesregierung durch geringere Steuergeschenke an Großunternehmen aufgebracht werden.

Die Künstlerinnen selbst, von denen Doris Prütting, Angelika Buller und Jurgita Savickaite bei der Vernissage anwesend waren, haben allesamt Kunstakademien besucht und zeigen Werke in verschiedenen Ausdrucksformen.

Doris Prütting, 1941 in Weidenau bei Tilsit geboren, bevorzugt die Ölmalerei und bezieht alte Rahmen in ihre teils realen, teils traumhaften Motive ein. Bis 1983 als Gymnasiallehrerin tätig, beschickt sie seit 1978 Ausstellungen in Bayern. Alljährlich im September führt sie in ihrem Heimatort Göbelsbach einen Kunsttag durch, 1991 beteiligte sie sich an einer Kunstausstellung in Königsberg.

Die 39jährige Angelika Buller ist in Karsinsk im Ural geboren. Ihr Weg führte sie über eine Kinderkunstschule in Kasachstan und ein Studium in Taschkent zur Medien-Design-Analytikerin. In Nürnberg wohnend, übt sie diesen Beruf seit 1992 aus – sie malt modern abstrakt in Aquarell, als Gegensatz dazu illustriert sie Kinderbücher.

Ebenso abstrakt zeigen sich die Bilder der 1971 in Siauliai in Litauen geborenen Jurgita Savickaite. In Litauen ging sie auch zur Kunstschule, bevor sie 1993 im Rahmen einer Kontaktkoordinierung zwischen der dortigen Universität und der Katholischen Universität Eichstätt hier zuerst ein Gaststudium aufnahm. Von 1994 an studierte sie das Fach Kunst und befindet sich derzeit in der Promovierungsphase. Aquarelle und Lithographien sind ihre Werke, anschaulich als Plakate oder auch abstrakt als persönliche Ausdrucksweise.



Die Ausführungen Wolfgang Freybergs interessieren nicht nur die Künstlerinnen: *Jurgita Savickaite, Doris Prütting, Angelika Buller (von links).* Foto: Manfred E. Fritsche

Nicht persönlich anwesend war Ludmila Tambovceva, in Grosnyj im Jahre 1952 geboren. In Krasnodarsk studierte sie von 1971 bis 1975 an der Kunsthochschule. Seit 1986 arbeitet sie an der Kunstgalerie Königsberg und hat schon 1993 einmal im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen ihre Werke präsentiert. Von ihr enthält die Ausstellung Landschaften und Ortsansichten aus dem ehemaligen Ostpreußen.

Die Ausstellung „FrauenZeigenKunst", bei der die ausgestellten Werke auch erworben werden können, ist bis zum 3. März 2002 Dienstag bis Sonntag von 10 bis 12 und von 14 bis 16 Uhr im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen geöffnet. **mef**



Heimat ist mehr als ein Wort – Was Heimat bedeutet, zeigten die 75 Personen aus Tolksdorf und Altendorf des Kreises Rastenburg, die keine Mühe gescheut hatten, um zu dem Treffen nach Völksen bei Springe zu kommen. Es war das dritte Heimattreffen, zu dem die Kinder des Grafen zu Dohna geladen hatten. Graf Fabian begrüßte die Gäste und bat zu einem Gottesdienst in die Kirche. Den Gottesdienst gestaltete H. Kottschlag, der gedanklich in die Heimat führte. Zum Essen wurden alle von der Grafenfamilie eingeladen. Nach dem Kaffee wurde gemeinsam gesungen und Gedichte vorgetragen und es wurde ein Film vom letzten Treffen gezeigt. Foto: privat

Die Welt der Flüsse

Auf Kreuzfahrtschiffen Deutschlands Nachbarn entdecken

Deutschland und seine Nachbarn zu entdecken ist eine immer beliebter werdende Art des Reisens. In den letzten Jahren wurde dafür eine Reihe von Flußkreuzfahrtschiffen in Dienst gestellt, die durch Ausstattung, modernste Technik und höchsten Reisekomfort ein perfektes Reiseerlebnis bieten. Eine Reise auf den Wasserwegen ist auch gleichzeitig eine Fahrt in das Herz eines jeweiligen Gebietes oder Landes.

Die klassischen Flußstrecken Stralsund–Berlin und Potsdam–Prag können jetzt auch durchgehend gebucht werden. Während der 14tägigen Reise erwartet die Reiseteilnehmer eine Flut von touristischen Höhepunkten, wie zum Beispiel das Kap Arkona und die berühmten Kreidefelsen der Stubbenkammer auf Rügen, die schönen Ostseebäder Binz und Heringsdorf/Usedom, das Renaissanceschloß der Fürsten von Pommern in Stettin, das Kloster Chorin, die Schlösser und Gärten von Sanssouci und das „Neue Palais" in Potsdam, den Magdeburger Dom, die Lutherstadt Wittenberg und der Wörlitzer Landschaftspark, das „Florenz der Elbe", die Porzellanmanufaktur Meißen, die Stadt Dresden mit der Semperoper und dem Zwinger, die Böhmische Schweiz, das Elbsandsteingebirge bis Bad Schandau mit der Festung Königstein und der Bastei und schließlich Prag mit Prager Burg, der Karlsbrücke und dem Wenzelplatz.

Eine neue Route führt von Berlin nach Breslau oder umgekehrt. Es ist zum großen Teil eine Reise durch das Reich Rübezahls. Schlesien ist mit seinen ursprünglichen Dörfern und historischen Städten immer eine Reise wert. Höhepunkte auf der Fahrtstrecke sind zum Beispiel Breslau, Kirchberg, Waldenburg, Fürstenstein, das Riesengebirge, der Spreewald und natürlich auch die Bundeshauptstadt Berlin.

Ein Geheimtip sind Flußkreuzfahrten von Amsterdam oder Trier nach Budapest und umgekehrt. Wenn die „Prinzessin von Preußen" Amsterdam mit seinen schönen Brücken und imposanten Speicherhäusern verlassen hat, gleitet sie durch die verzweigten Arme des Rhein-Deltas Richtung Xanten, der alten Römerstadt, und weiter nach Köln, dessen prächtiger Dom immer wieder einen majestätischen Anblick bietet. Die von Weinbergen, Burgen und reizvollen Städten geprägten Rheinufer zwischen Koblenz und Mainz geben dem Fluß seinen unvergeßlichen Charakter. Nostalgische Erinnerungen werden auf dem Main wieder wach: das alte, durch Fachwerkbauten bestimmte Miltenberg, Würzburg mit seinem von Weinbergen umstandenen Schloß, das „Weltkulturerbe" Bamberg und der sagenumwobene Spessart. Im Main-Donau-Kanal macht das Schiff Rast in Nürnberg, und auf der Donau erreichen Sie Regensburg und Passau – Städte, deren Geschichte in ihrer Architektur erlebbar wird. Nun zeigt sich die „schöne blaue Donau" von ihrer besten Seite. Das prachtvolle Kloster Melk unterstreicht diesen Eindruck noch. Die Reiseteilnehmer entdecken den ganzen Charme Österreichs in Wien, sanfte Auen-Landschaften und weite Ebenen, ehe in Budapest an der ungarischen Lebensfreude teilgenommen werden kann. Gehört die Mosel zum Programm, biegt das Schiff am Deutschen Eck in Koblenz ab und steuert durch Weinberge und Winzerstädte wie Cochem und Bernkastel. Nach einer bezaubernden Fahrt durch pittoreske Flußschleifen erreicht man Trier, dessen Porta Nigra noch an Römerzeiten erinnert.

Praktisch ist es heute möglich, jeden großen Fluß mit einem Flußkreuzfahrtschiff zu bereisen. Im Herzen Europas sind das der Rhein und seine Nebenflüsse, die Donau, Elbe, Moldau, Oder und die Havel, in Frankreich die Seine, Rhône und Saône und in Italien der Po.

Über das große Angebot von Flußfahrten informiert die Firma WGR-Reisen Berlin, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Telefon (03 37 01) 5 76 56.

Mit den Augen eines Künstlers

Gemeinschaftsausstellung zeigt ostpreußische Landschaftsbilder

Für einige der Künstler, die aus ehemaligen deutschen Ostgebieten stammen und deren Arbeiten im Laufe des Jahres im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus zu sehen waren, gab es in der Adventszeit erneut die Gelegenheit, im Rahmen einer Gemeinschaftsausstellung vertreten zu sein.

Im Mittelpunkt der Verkaufsausstellung standen Aquarelle mit Motiven aus Ostpreußen von Karl Leo Guttmann (1907–1978). Das Werk des in Memel/Ostpreußen geborenen Malers wurde im Frühjahr 2001 im Rahmen einer großen Retrospektive gewürdigt. Ölgemälde, Aquarelle sowie besonders ausdrucksvolle Figurenkompositionen und Porträts waren damals zu sehen. Das Ehepaar Grefer – das den Künstler und seine Familie gekannt hatte und dessen künstlerischen Nachlaß verwaltet – stellte dieses Mal eine Auswahl von stimmungsvollen Aquarellen zur Verfügung.

Neben den Kunstwerken des „vergessenen Malers" waren in der Ausstellung Arbeiten rumänischer Künstler zu sehen: Keramik von Nicolae Pop und Titu Toncean, Porzellan von Daniela Fainis, Glasobjekte von Dionisie Popa. Daneben standen Werke der Keramikerin Heike Walter aus Düsseldorf. **D. Göllner**



Stimmungen mit Pinsel und Farbe eingefangen und dem Betrachter nahegebracht: *Ein Ölgemälde des Künstlers Karl Leo Guttmann* Foto: privat

Jubiläum



Hamburg – Klaus von der Groeben, der letzte Landrat des Kreises Samland, konnte am 7. Januar seinen 100. Geburtstag feiern. Der spätere Staatssekretär des Innenministeriums des Landes Schleswig-Holstein wurde 1902 in Langheim, Kreis Rastenburg, geboren. Vier Jahrzehnten war er in der Verwaltung tätig. Sein besonderes Verdienst sind seine Werke zur Verwaltungsgeschichte seiner Heimat, die einem äußerst wichtigen Aspekt der ostpreußischen Geschichte Beachtung schenken.

EU-Osterweiterung:

Zwischen EUphorie und Frust

Auch faule Kompromisse können es nicht verbergen: Polen ist nicht beitrittsreif / Von Rudolf DORNER

Wahlkämpfe und anschließende Kassenstürze neuer Regierungen pflegen in der Regel zur Enthüllung unerfreulicher Tatbestände zu führen. Zwar konnte Polen mit stolzgeschwellter Brust auf mehrjährige überdurchschnittliche Wachstumsraten und beachtenswerte Restrukturierungsmaßnahmen verweisen. Ein Erfolg, den sich auch die EU-Kommission als Folge ihrer Beitrittsauflagen im Zuge des Transformationsprozesses zugute schrieb. Doch nun zeigt sich, daß die scheinbar aussichtsreiche Entwicklung weder nachhaltig ist noch aus eigener Kraft bewerkstelligt werden kann.

Man darf sich auch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Wirtschaftsaufschwung in Polen, der von so manchem zum „polnischen Wirtschaftswunder" hochstilisiert wird, ohne umfangreiche ausländische Investitionen nicht erreicht worden wäre. Investiert wird bekanntlich aber nicht aufgrund von Sympathie, sondern aus purem Profitinteresse.



Noch hält der Export die polnische Wirtschaft halbwegs über Wasser: *Die ehemalige Stahlfabrik Beuchelt in Grünberg (Niederschlesien). Hier läßt die Deutsche Bahn 200 Güterwaggons fertigen.* Foto: dpa

Viele Polen, insbesondere die Verlierer des Umwandlungsprozesses und diejenigen, die euphorisch großzügige EU-Zuschüsse zur Verbesserung ihres Lebensstandards erwarteten, verfallen zunehmend in Skepsis und Frustration über die vermeintlichen Vorteile einer EU-Mitgliedschaft. Man meint, sich genügend angestrengt zu haben und will nun fürstlich belohnt werden. Der für einen Dauerlauf nötige Atem ist dortzulande aber bekanntlich keine typische Eigenschaft, eher neigt man zum „Genuß sofort".

Nicht verwunderlich, daß die Polen nach dem Ausbleiben des Massenwohlstandes eine neue Regierung haben wollten, welche die Erwartungen rascher und erfolgreicher zu erfüllen versprach. Der Niedergang des um die Solidarnosc-Wahlaktion (AWS) gruppierten Bündnisses unter Premier Buzek zeichnete sich schon seit längerem ab. Die Buzek-Riege wurde dann auch erwartungsgemäß bei den Neuwahlen am 22. September 2001 durch eine Koalition aus dem prokommunistischen demokratischen Linksbund (SLD), der sozialistischen Arbeiterpartei (UP) und der Bauernpartei (PSL), die zusammen mehr als die Hälfte der Stimmen auf sich vereinen konnten, abgelöst. Interessanterweise erhob sich bei den EU-Mitgliedsländern kein Protestgeschrei.

> In Warschau meint man, sich genug angestrengt zu haben – und will nun fürstlich belohnt werden

Die Links-Koalition will nun mittels eines politischen und ökonomischen Sanierungskonzepts die Trendwende herbeiführen. Die Sanierung der öffentlichen Finanzen gilt als vordringlich. Sie soll in geringerem Maße durch Steuererhöhungen als vielmehr durch Einsparungen erreicht werden. Inwieweit es dem neuen Finanzminister Belka, einem Wirtschaftsprofessor, der schon in gleicher Funktion in einer SLD/PSL-Koalition zwischen 1993 und 1997 tätig war, gelingen wird, die Deckungslücke des Staatshaushaltes (deren Höhe je nach Interessenstandpunkt auf zwischen 30 und 90 Milliarden Zloty veranschlagt wird, also rund 8,5 bis 25,5 Milliarden Euro oder 16,5 bis 50 Milliarden Mark) auf ein wirtschaftlich vertretbares Maß zu reduzieren, bleibt fraglich. Denn erstens bedarf die Sanierung und Restrukturierung notleidender Wirtschaftsunternehmen weiterer Stützungsmaßnahmen, und des weiteren müssen im Haushalt unbedingt Mittel für die Kofinanzierung von Programmen im Rahmen der Vorbeitrittshilfen der EU bereitgestellt werden.

Darüber hinaus hat die Bauernpartei PSL in den Koalitionsverhandlungen Unterstützung für ihr Klientel ausbedungen, wie Zuschüsse, höhere staatliche Aufkaufpreise für landwirtschaftliche Produkte, Exportsubventionen und Wegfall der Mehrwertsteuer, die den Haushalt zusätzlich belasten wird. Zweifelhaft ist auch, ob es gelingen wird, die teilweise stark unterschiedlichen Interessen der Koalitionsparteien unter einen Hut zu bringen, um das Sanierungskonzept erfolgswirksam gestalten zu können.

Die Aussichten, die Talfahrt der Wirtschaft zu stoppen und eine Trendwende herbeizuführen, sind düster. Schienen die im Zuge des Transformationsprozesses zur Marktwirtschaft überdurchschnittlichen Wachstumsraten beachtenswert, wobei jedoch die niedrige Ausgangsbasis zu berücksichtigen ist – so wird die Anfälligkeit und die Abhängigkeit der polnischen Wirtschaft von ihren ausländischen Investoren sowie Märkten in West und Ost bei deren ersten Abschwächungstendenzen sofort erkennbar.

Es zeigte sich, daß trotz einiger günstiger Produktionsfaktoren, insbesondere billiger Arbeitskräfte, ein selbsttragender Aufschwung nicht erreichbar war. Nach einer boomenden Kaufwelle zeichnet sich nunmehr – verstärkt durch Geldentwertung – eine Abschwächung der Inlandsnachfrage ab. Nach durchschnittlichen Zuwachsraten von vier bis fünf Prozent in den Vorjahren wird für das Jahr 2001 nur noch mit einer Wachstumsrate von real 1,5 Prozent gerechnet. Angesichts des deutlichen Abklingens der Weltkonjunktur (auch in der EU) wird sich dieser Rückgang in Polen fortsetzen. Inzwischen gehen nämlich nahezu 75 Prozent der polnischen Exporte in die EU-Länder, wenngleich der Export in die USA und nach Rußland in letzter Zeit stärker zugenommen hat. Aber auch dort hat sich das Wachstum spürbar vermindert.

Kommt jedoch der Export als Wachstumsmotor ins Stottern, läßt sich der für den EU-Beitritt erforderliche Aufholprozeß nicht termingemäß realisieren. Zudem wurde nicht nur in den Problembereichen Schwerindustrie und Landwirtschaft das Klassenziel verfehlt.

Gravierende Sorgen bereitet die Arbeitslosigkeit, die sich jetzt auf 17 Prozent erhöht hat. In einigen Regionen liegt sie bei über 30. Alles in allem kann der Beitrittskandidat der EU-Kommission Hiobsbotschaften präsentieren. Doch schon die Andeutung, daß Polen gegenüber den anderen Beitrittskandidaten, speziell Ungarn und der Tschechei, in Rückstand geraten sei und daher die Aufnahmeprüfung nicht bestanden habe, wird mit Entrüstung zurückgewiesen.

Der am 13. November 2001 veröffentlichte „Bericht über die Fortschritte Polens auf dem Weg zum Beitritt" umfaßt 137 Seiten. Wer nun angesichts der neuerlichen einschneidenden Veränderungen in Politik und Wirtschaft Polens und der diesbezüglich gestellten Fragen substantielle Offenbarungen der EU-Kommission über die Beitrittsreife Polens erwartet hatte, sieht sich mit einem in Form und Inhalt typischen Bürokraten-Traktat bedient. Welche konkreten Informationen bieten zum Beispiel Gemeinplätze im Kapitel „Schlußfolgerungen" wie „Polen ist eine funktionierende Marktwirtschaft. Sofern die derzeitigen Reformanstrengungen unter kohärenten politischen Rahmenbedingungen fortgesetzt und intensiviert werden, dürfte Polen in der Lage sein, dem Wettbewerb und den Marktkräften in der Union in absehbarer Zeit standzuhalten"?

Eine Vielzahl von Empfehlungen zur Umsetzung von EU-Vorschriften sowie Ermahnungen etwa zur Bekämpfung von Korruption und Mißverwendung von EG-Mitteln werden erteilt, ohne daß Konsequenzen für den Beitritt aufgezeigt werden. Zwar sind nichtmaterielle Fortschritte schwer meßbar, doch läßt die Schlußfolgerung der EU mit ihren vagen Formulierungen für den aufmerksamen Leser nur die Schlußfolgerung zu, daß Polen sich bei seinen Hausaufgaben zwar bemüht, aber das Klasseziel in fast allen Fächern bei weitem nicht erreicht hat und mit großer Wahrscheinlichkeit bis zum geplanten Beitrittstermin 2004 auch nicht erreichen wird.

> Die Wirtschaft des einstigen Musterschülers stottert, die Staatverschuldung explodiert

Bis Ende 2002 sollen die Verhandlungen mit der ersten Beitrittsgruppe von zehn Ländern abgeschlossen sein. Wie sich herausstellt, konnten in den Verhandlungen mit Polen erst 16 der 31 Kapitel abgeschlossen werden, mit Ungarn 22 und der Tschechei 21. Auf diesen Rückstand angesprochen, antwortete Staatspräsident Kwasniewski selbstbewußt: „Wir Polen verhandeln in einigen Bereichen länger. Das ist eine Frage von Strategie und Taktik, nicht von Unvermögen."

Nun ließe sich beliebig lange weiterverhandeln, wäre da nicht der Zugzwang für beide Seiten. Zwar fordert die EU-Kommission die Einhaltung der von ihr bestimmten Kriterien, doch versuchen die Polen mit Eifer und Hartnäckigkeit, eine ganze Reihe von Ausnahmeregelungen durchzusetzen. Auf diesem Gebiet ist Polen unbestritten Tabellenführer der EU-Kandidaten. Dazu Kwasniewski beschönigend: „Beim Beitritt in die EU geht es nicht um Gewinner und Verlierer, sondern um Kompromisse." Ein solcher Standpunkt mag als pragmatisch gelten, doch stellt die von Polen gewünschte Vorzugsbehandlung sowohl nach Zahl als auch nach Umfang eine nicht vertretbare Durchbrechung der Gleichbehandlung der Kandidaten als auch der EG-Grundsätze dar.

Die Aufrichtigkeit geböte beiden Seiten das Bekenntnis, daß Polen noch nicht beitrittsreif ist. Eine derartige Erklärung ist aber mit Sicherheit nicht zu erwarten. Wie im Fall des Beitritts der „Südländer" Spanien, Portugal, Griechenland und der Tolerierung anderer Regelwidrigkeiten ist anzunehmen, daß die EU wiederum faule Kompromisse eingehen wird. Im Grunde geht es in der Gemeinschaft nur um Geld – oder besser gesagt, um mehr Geld, und da sind die Deutschen als mit Abstand größter Netto-Beitragszahler gefordert. Was kümmern die Iberer schon die von Polen noch nicht erreichten EU-Standards bei den Reformen des Rechts-, Steuer- und Gesundheitswesens sowie die politischen Kriterien wie Umwelt- und Minderheitenschutz, Bildung und Ausbildung. Sie, die anderen Netto-Empfänger, sind lediglich an der Erhaltung ihres Besitzstandes, nämlich der Aufrechterhaltung der ihnen zufließenden Subsidien interessiert.

Nach verbreiteter Meinung liege es vor allem im Interesse der Deutschen, die von den Ost-Staaten benötigten Agrarzuschüsse, Struktur- und Regionalfonds zu finanzieren, da sie angeblich am meisten von der Erweiterung der EG profitieren würden. Daß Deutschland und der Nettozahler Österreich den Hauptstrom des in Wartestellung befindlichen Arbeitslosenheeres Osteuropas zu verkraften hätten, wird mit dem Einwand zu entkräften versucht, daß die deutsche Industrie ja weitere Zuwanderung befürworte. Auch Präsident Kwasniewski betrachtet die von Polen geforderte sofortige Freizügigkeit des Arbeitsmarktes unter diesem Aspekt, indem er in einem „Spiegel"-Interview darauf hinweist. „Die halbe Million Polen, die (bereits) in Deutschland arbeiten, stützt doch dort die Ökonomie."

Die Anzeichen deuten deshalb darauf hin, daß die EU-Kommission ihre Verhandlungen mit dem Beitrittskandidaten Polen plangerecht und in der üblichen Terminologie „erfolgreich", aber ohne Rücksicht auf Verluste abschließen wird. Bedenken über die Finanzierbarkeit des durch einen zu frühen Beitritt notwendigen Mittelbedarfs für die weiterhin notwendigen Restrukturierungsmaßnahmen in Industrie und Landwirtschaft sowie des Ausbaus der unterentwickelten Infrastruktur werden von der EU-Kommission unter Hinweis auf den bereits bis zum Jahr 2006 beschlossenen Haushalt der Gemeinschaft abgewehrt.

Zu beachten ist dabei: Die Amtsdauer der derzeitigen Kommission endet im Jahr 2005. Nur notorische Lästerer könnten ihr den Standpunkt unterstellen: Nach mir die Sintflut. ■